

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

90.

Donnerstag, am 25. September 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Auf dem Brocken.

Novelle von Heinrich Asmus.

(Schluß.)

Nach einer Viertelstunde verließen wir den Ilfenstein, dies erhabene Naturprodukt, das der Harz noch als Ueberrest seiner ehemaligen Felsenriesen aufzuweisen hat, und wanderten den Wasserfällen der Ilse zu. Bald war der Wagen wieder erreicht, in dem der Criminalrath neben seiner Gattin sich's so bequem wie möglich gemacht hatte. Zögernd bestieg Arabella das Fuhrwerk, der Assessor aber folgte mit freudiger Miene, um nun von der gehaltenen Strapaze ausruhen zu können. Die Maulthiere zogen an — ich ergriff Luise's Arm, und ließ mir von ihr allerlei drollige Streiche und Abenteuer erzählen, die sie mit reisenden Engländern erlebte. Nach einer Stunde mühsamen Steigens und Kletterns waren aber auch meine und des Malers Kräfte erschöpft, wir

streckten uns ins Gras, und das liebe Harzmädchen erfrischte uns mit Kronosbeeren, die sie uns in der braunen Hand überreichte. Es gesellten sich mehre Brockengänger zu uns, und vereint mit ihnen setzten wir unsern mühsamen Weg fort. Nachdem wir eine Zeit lang durch Tannenwälder gestiegen, kamen wir auf große mit Moos überwachsene Plätze, oft auch durch Moorgegenden, und die Vegetation nahm immer mehr ab. Der letzte Baum, den ich sah — es war eine Fichte, und sie konnte ihre zwanzig Jahre zählen — war nur vier Fuß hoch. Endlich, Abends sieben Uhr, am 22. Juli, erreichten wir, nach vierstündigem Steigen, den kahlen Scheitel des alten Felsenkolosses, den Brocken. Luise führte uns gewaltsam zum einsamen Brockenhause, denn das Neue, das uns hier umgab, die wunderschöne Fernansicht, fesselte unsre Schritte. Schon ein flüchtiger Blick auf die Bauart des Wirthshauses überzeugte uns, was es auszuhalten habe. Seine Mauern von Granit sind fünf Fuß dick und die kleinen Fenster stehen in einer Linie mit der innern Mauerfläche. Wir traten näher in die Woh-

nung der Luftgeister, und befanden uns plötzlich in einer egyptischen Finsterniß. Jedoch folgten wir tappend unsrer kundigen Führerin durch einen schmalen Gang, der das Haus in zwei Hälften theilt, und der nur dann etwas erhellt wird, wenn zu beiden Seiten die Zimmerthüren offen stehen. Bald stand der Brockenwirth, ein alter freundlicher Mann, vor uns und führte uns in ein kleines aber warmes Zimmer. Das that uns sehr wohl, denn unsre Zähne klapperten und wir bebten an allen Gliedern, so frostig kalt war die Luft auf diesem kahlen Gipfel. Auf Luise's Rath tranken wir ein Glas Brauntwein mit heißem Wasser vermischt, und fühlten wohlthätige Folgen. Ich will dieses Mittel jedem Harzreisenden empfehlen. Dann bestellte ich zwei Zimmer für die Nacht, wie auch ein Abendessen, und belohnte unsre Führerin für geleistete Dienste. Das Mädchen wollte sich gleich auf den Rückweg begeben, allein ich beredete sie, erst einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Nach einer halben Stunde jedoch trat sie den Heimweg an, ich begleitete sie bis an die Hausthür, drückte ihr die braune Hand zum Abschied, und sie schritt im leichten Gange hinab in die Nacht. Noch stand ich an die Thür gelehnt, dem beherzten Mädchen nachblickend, als der Criminalrath daher gefahren kam. Ich sprang ihm entgegen, leistete Hülfe beim Heraussteigen und führte Mutter und Tochter schnell ins warme Zimmer. —

Nach einer guten halben Stunde trat der Maler und ich, begleitet von einem vierzehnjährigen Burschen, der im Wirthshause Knechtsdienste verrichtete, wieder ein; wir verließen ungesäumt — nur der Assessor blieb wegen allzuhastigen Frostes zurück — das warme Haus, um mit dem heftigsten Winde zu kämpfen, dem wir je ausgesetzt waren. Unser kundiger Führer brachte uns zuerst nach mehren prächtigen Granitklippen, wo früher die bekannten Hexenfeste stattfanden, und unheilige Serenaden in der Walpurgisnacht die Stille entweiheten. Jedoch müssen die Hexen und Teufel weder aus dem Stegreif, noch aus dem Gedächtnisse musicirt haben, indem unser Führer uns mehre Gegenstände als ihre Notenpulte bezeichnete. Die ganze Partie heißt der „Hexenaltar.“ — „Warum nicht lieber Hexenorchester?“

fragte der Maler den Jungen. Verblüfft zuckte dieser die Achseln. Ein in dem Mittelpunkte sich merklich über alle anderen erhebender Felsen, wie von der Natur eigens für den Director bestimmt, heißt die Teufelskanzle. Robert konnte auch hier seine Akrobaten-Natur nicht verläugnen, bald stand er oben an der verpönten Stätte, blickte gar einfältig um sich und recitirte, eh' wir's uns verfahren, ein satyrisches Gedicht, das er den deutschen Dramaturgenkrieg nannte und das voll Wiß und Laune war. Wir klatschten grimmig in die Hände — um uns zu erwärmen. Der Criminalrath lachte wie immer. Wir gingen nun zu der zweiten Merkwürdigkeit. Dies ist ein kleiner See, gewöhnlich Hexensee genannt, und soll ehemals, wie der Junge behauptete, viel größer und so tief gewesen sein, daß ihn Niemand ergründen konnte. Mir kam er wie ein kleiner nichtiger Pfuhl vor. Von dem Hexensee wandelten wir nach dem Hexenquell, der das klarste und einladendste Wasser enthält; aber so rein es auch aussteht, so gehört es doch ebenfalls, dem Namen nach zu urtheilen, jenen unheimlichen Wesen an; nach den Launen seiner Patronin (Hekate) soll er sich in sehr wechselnder Quantität ergießen, doch nie ganz verstopfen.

Als botanische Merkwürdigkeit habe ich besonders isländisches Moos und die Alpen-Anemone wahrgenommen; ersteres wächst hier in Menge und letztere stand in voller Blüthe, obgleich es mir ein Wunder schien, eine so zarte Blume bei solchem Sturme entfaltet zu sehen. Wahrscheinlich genießt auch sie der besonderen Protection des verrufenen Grundherrn. Ich brach ein Kind Florens und überreichte es zitternd Arabella: ohne Ziererei steckte sie dasselbe an ihren Busen.

Ehe wir wieder das Brockenhaus betraten, besahen wir noch unweit der Thür desselben ein Monument der hier hausenden, unheimlichen Gewalten. Es besteht dasselbe in einem Felsenstück mit einer sehr natürlichen Vertiefung und wurde von unserm Führer der Hexenhundetrog genannt. Die Bitterung mag sein, welche sie will — beheuerte uns der Bursche — er trocknet nie aus, und vergeblich haben sich fromme Christen abgemüht, ihn sorgfältig auszutrocknen und zu

wischen; kaum ließen sie aber ab von ihrer Arbeit, so drang auch schon wieder Feuchtigkeit aus dem Stein. *) Nachdem unser Führer uns versichert, dies wären alle Gegenstände, die sich auf dem Gipfel des Berges befänden, eilten wir wieder ins warme Haus. Was mein Auge aber unten in der Tiefe gesehen, vermag ich nicht zu schildern. Wie darf ich wagen, eine Scene zu beschreiben, zu deren Auffassung meine Sinne mir nicht hinreichend erscheinen. Um nicht in Verlegenheit zu gerathen, ist das Sicherste, ich unterlasse den Versuch.

Als ich mich an einer gewöhnlichen Hausmannskost gelabt und gestärkt hatte, trat ich wieder hinaus vor die Thür. Rasch näherte sich die Zeit des Sonnenuntergangs, wegen dessen ich mir große Sorge gemacht, aber Alles versprach, er werde mit der wünschenswerthesten Herrlichkeit vor sich gehen. Der gutmüthige Brockenwirth trat zu mir und gratulirte zu dem außerordentlich günstigen Wetter. Kein Nebel trübte den Himmel, kein Zug der wunderbaren Landschaft war verhüllt. Gewölk war wohl am Himmel, allein nur genug, das Saphirblau desselben zu erheben und den unermesslichen Raum nicht leer zu lassen. Um den Anblick dieses Schauspiel's so viel und vollständig wie möglich zu genießen, begab ich mich in Begleitung des Wirths auf einen kleinen, dicht beim Wirthshause stehenden äußerst festen Thurm, der sich weit genug erhebt, um rings herum einen freien Horizont zu gewähren. Ich fand daselbst ein buntes Gemisch von Menschen, unter denen mir nur der Criminalrath mit seinem Anhange bekannt war. Des Malers ward ich erst später gewahr; er stand etwas isolirt, den Blick unverwandt nach Westen gerichtet. Um ihn in seiner geistigen Anschauung nicht zu stören, suchte ich in Arabellens Nähe zu kommen, eben als die Sonne den Punkt erreicht

*) An solchen Sagen hängen die Harzer mit eigensinniger Starrköpfigkeit. Auf dem Mädchensprung fragte ich einen Invaliden, der mir die bekannte Sage des Orts erzählt hatte, wie er solches nur glauben könne. „Und ich begreife nicht“ — versetzte er mit vieler Lebhaftigkeit — „wie Sie auch nur im Geringssten daran zweifeln können!“

hatte, wo sie alles ihr nahende Gewölk in Flammen zu setzen scheint. Dem süßen Mädchen stand eine Thräne im Auge, als die Tageskönigin ihren heutigen Scheidegruß der Erde sandte. „Köstlich! entzückend! unübertrefflich! bezaubernd!“ scholl's mir zu beiden Seiten. Robert aber stand, das Auge noch immer verklärt nach Abend gerichtet, unbeweglich an seinem Orte, als wollte er die Dahingesunkene wieder heraufbeschwören; endlich entrang ein langer Seufzer sich seiner Brust.

Auf uns Alle hatte dieses Schauspiel einen tiefen Eindruck gemacht, und noch häufig den ich an diesen Abend zurück. Jeder Sterbliche sollte wenigstens einmal in seinem Leben das Tagesgestirn vom Berge aus untergehen sehen; kein anderes Schauspiel, das ihm die Erde bietet, kommt diesem gleich. Ich habe dasselbe zur See beachtet, aber Himmel und Wasser war dort Alles. So prächtig der Anblick auch war, kann er doch nicht mit den tausend Farbentönen in der Höhe und Tiefe verglichen werden, die man bei dieser Gelegenheit von einem erhabenen Punkte zu Lande erblickt. Vergebens wäre es, von den düstern Schatten zu sprechen, welche sich schon auf den Föhrenwäldern unter uns lagerten, und von der unbeschreiblichen Klarheit der Atmosphäre, welche alle Abstufungen der Landschaft bemerken ließ; nur wer Aehnliches sah, vermag sich in solche Schilderungen hineinzudenken. Glänzender als gewöhnlich war der Wiederschein der untergehenden Sonne im Osten, wo gerade gewaltige Wolkenmassen aufstiegen und fast mit gleicher Herrlichkeit prangten, bis das Tagesgestirn gesunken war und mit ihm ihr geborgter Schimmer. Jetzt bekamen sie ein anderes Ansehen und droheten eben so mit Sturm und Unwetter, wie sie vorher durch Licht und Pracht erfreuten.

Höchst befriedigt verließen Alle die Warte. Ich suchte des Wirthes auf ein halbes Stündchen habhaft zu werden, was mir auch gelang. Dieser redliche Mann, der jedes Reisenden Wunsch zu entsprechen sucht, erfüllte auch meine an ihn gerichtete Bitte, und die Erzählungen seiner Schicksale und seiner Lage im Winter sind höchst anziehend. Ich verfügte mich nun in das allgemeine Speisezimmer, wo ich auch zu meiner Freude

den Criminalrath anwesend fand. Er war beschäftigt, in einem Folianten zu blättern. Gar zu gern hätte ich gesehen, daß der Jurist mir den Beschluß der angefangenen Erzählung mitgetheilt hätte, denn morgen wollten wir uns schon trennen, — ich mußte Gewißheit haben und näherte mich ihm.

„Ein interessantes Buch, mein Lieber!“ rief er mir zu, „dessen Verfasser die reisende Welt ist, worin auch Sie sich verewigen und zur Kurzweil der Brockengänger Ihr Scherflein beitragen können.“

Ich setzte mich neben den Criminalrath und blätterte in dem Fremdenbuche. Schade, daß ich nicht recht Zeit hatte, viel Possierliches würde ich mir notirt haben. Wie gewöhnlich fand ich auch hier mehr Abgeschmacktes in Versen als in Prosa. Es ist ja der Fehler unsrer Literatur, daß die Autoren ihre Carriere rythmisch beginnen und erst mit dem prosaischen Leben prosaisch werden. Wie lange wir uns an dem Inhalt ergötzt haben, weiß ich nicht mehr. Als wir das Buch zuschlugen und um uns blickten, fanden wir Beide uns allein im Zimmer. Eben wollte ich mich erheben, als der Jurist mich wieder niederzog.

„Meine gewöhnliche Schlafzeit ist längst vorüber,“ sprach er, „und ich würde jetzt nur vergebens den Schlaf suchen, darum will ich Ihnen lieber, hier in der Stille der Nacht, den von Ihnen gewünschten Verfolg der angefangenen Erzählung mittheilen. Der Ort hier ist sehr passend dazu; so wie hier Teufel und Hexen überall ihr Wesen treiben — sonst würde ich jetzt schlafen — so werden auch in meiner Mittheilung Hexen und Zauberei bedeutende Rollen spielen. — Aber lassen Sie es uns bequem machen.“

In meinem freudigen Schreck schob ich schnell einige Stühle aneinander, auf die der Jurist seine Beine legte, rief nach einer Flasche Moselwein, und der Criminalrath begann wie folgt: „Also — was ist vorgefallen?“ fragte Alf kaum hörbar und ergriff Berlinens Hand.

Das Mädchen schwieg.

„Bei unsrer Liebe beschwöre ich Dich, Linchen!“ rief der Jäger und warf sich vor der Geliebten auf die Kniee. „Bei allem was Dir theuer,

sprich Linchen, sage mir die Ursache Deines Kummers!“

„Die will ich Ihnen, statt meiner Tochter mittheilen,“ sprach hier der Krämer, der ungesehen eingetreten war. „Folgen Sie mir auf mein Zimmer!“

Alf folgte mit schlotternden Knieen. Sein Herz ahnte das Gräßliche. Eine gute Stunde war er bei dem Krämer — dann sah man ihn wild das Haus verlassen und gleich einem Wahnsinnigen aus der Stadt in den Forst rennen. Bekannte, die ihm begegneten, wichen ihm scheu aus dem Wege, und glaubten, aus Freude über die erhaltene Anstellung, denn die Nachricht hatte sich schon verbreitet, habe er den Verstand verloren.

Berlinens Freundinnen wollten dem Mädchen Glück wünschen, wurden aber von dem Krämer zurückgewiesen, vorgebend, seine Tochter sei nicht wohl. Leider sprach er wahr! Berline, die gestern noch so lebensfrohe Berline, welche von Allen wegen ihrer Lebenslust so beneidet worden war, saß im einsamen Zimmer abgehärmt und traurig. Thränen flossen nicht aus ihren Augen, ein kalter Schweiß bedeckte die düstere Stirn. Sie saß noch in derselben Stellung, worin Alf sie verlassen, und ihre Augen starrten noch immer nach der Thür, aus der er gegangen. Der Krämer trat häufig zu der Leidenden, versuchend, sie durch leere Worte zu trösten. Berlinens Lippen entströmte kein Wort. So war es Abend geworden und der Vater fand seine Tochter noch immer an demselben Platz, still vor sich hinbrütend. Mergelich über solchen Eigensinn, wie er's nannte, rief er heftig: „Du mußt dem Jäger entsagen!“ und eilte davon. Bald darauf sah man ihn zu dem Nachbar, dem Wirthe Knopsdistel gehen und einige Stunden nach Mitternacht vergnügt nach Hause kommen: Berline war von ihrem eigenen Vater verkauft. —

Doch will ich meiner Erzählung nicht vorgreifen — unterbrach sich der Criminalrath, und fuhr, nachdem er sich eine Cigarre angezündet hatte, also wieder fort: „Alf, der sonst so thätige Waidmann, saß um Mitternacht mit bitterem Kummer und zerrissenem Herzen in seiner Wohnung. Mitunter sprang er wild empor, ballte krampfhaft die Fäuste, knirschte mit den Zähnen,

so daß sein treuer Pollux ängstlich und theilnehmend zu ihm aufsprang. Ein Fußtritt ward ihm für die Zuneigung, daß er heulend in sein Versteck flüchtete; und sonst war der Jäger doch eben nicht tyrannisch gegen Thiere, vielweniger gegen seinen Waldgefährten. Da öffnete sich leise und langsam die Thür, und zu dem Verstimmtten trat ein gebücktes, altes Weib, scheußlichen Ansehens; zu beiden Seiten der lang hinabhängenden und von einem Leberfleck fast ganz bedeckten Nase blinzelten ein Paar Maulwurfsaugen, und schienen eingefast mit rothem Fries, schmutzige Lumpen deckten den Kopf, ein dunkler Mantel von grober Wolle den garstigen Körper, der sich auf eine Krücke stützte.

„Wer bist Du? was willst Du?“ herrschte der Jüngling sie an.

„Hihihi!“ lachte das Weib, „Ihr kennt mich nicht mehr? Ich komme, Euch meinen Glückwunsch darzubringen und, wenn Ihr wollt, auch meine Tochter.“

Der Jäger packte die Alte und stieß sie zur Thür hinaus. Schon immer war dieses Weib ihm widerlich gewesen, und nur aus Rücksicht, daß ihr verstorbenen Mann seine Stelle einst bekleidete, hatte er Nachsicht mit ihr gehabt, obgleich sie nicht abließ, ihm ihre eben so häßliche Tochter als Ehegespons aufzubringen. Auch diesmal würde Alf versucht haben, die Alte auf eine glimpfliche Weise los zu werden, wäre er nicht in einer zu gereizten Stimmung gewesen. Das Weib stöhnte und fluchte, und verließ endlich, Rache brütend, den Ort, wo sie so viel Unbill gelitten. — Die Alte stand in der ganzen Gegend nicht eben im besten Renommé, Jeder meidete ihre Gesellschaft, auch erblickte man sie selten am Tage, häufiger des Nachts, wenn Vollmond war, Kräuter im Walde sammelnd.

Kaum dämmerte der junge Morgen, als die Alte sich auf den Weg nach der Stadt machte, und in den Laden unsers Krämers trat. Der klugen Frau entging es nicht, daß hier nicht alles so war, wie es sollte, auch Alf's heftiges Benehmen trat immer greller hervor, so weit hatte der Jüngling sich nie gegen sie vergangen. Nachdem sie mit dem Krämer Einiges gesprochen, von ihm Kleinigkeiten gekauft hatte, und sich eben

wieder entfernen wollte, zog der Krämer sie in ein nahe einsames Zimmer. Der Alten kam dies erwünscht, wenn auch nicht unerwartet, weil sie den Krämer hinlänglich kannte und ihm schon einmal einen Dienst erwiesen hatte.

„Höre, Rogate,“ sprach er hier zu der Alten, „Du mußt mir einen Gefallen erzeigen.“

„Und worin besteht der?“ grinste die Alte.

„Du mußt meiner Tochter den Jäger Alf aus dem Kopfe reden, denn heirathen können die Beiden sich nun einmal durchaus nicht.“

Die Alte nickte und freischte ihr heiseres Hihihi dazwischen. „Darf man wissen, aus welchen Gründen?“ fragte sie endlich mit teuflischer Theilnahme.

„Die sollst Du hören,“ entgegnete der Krämer, „aber — reinen Mund —“

„Ich bin verschwiegen wie das Grab!“ be-theuerte Rogate und nahm neben dem Krämer Platz.

„Nun, so höre. Meines Nachbars Sohn, Jeremias Knopfdistel, hat, seit er wieder aus der Fremde heimgekommen ist, ein Auge oder beide auf Berlinen geworfen, und sich in den Kopf gesetzt, die oder keine müsse seine Frau werden. Ich habe nichts gegen die Partie, vielmehr kommt sie mir nicht anders als sehr erwünscht, da meine Sachen schlecht stehen, so schlecht, daß ich, wenn ich nicht in vier Wochen einen bedeutenden Wechsel zahle, einkommen muß. Dies Alles habe ich meiner Tochter bereits vorgestellt, habe sie gebeten und mit Gründen bewiesen, daß sie ihren Vater vom schimpflichen Untergange retten könne, und auch retten müsse, aber ihre Liebe zu dem Jäger ist größer, als die zu mir. Darum versuch' Du Deine Kunst, Rogate! Gelingt es Dir, dem Mädchen andere Ansichten beizubringen, so sollst Du in mir keinen Undankbaren finden. Knopfdistel hat, wie Du weißt, Geld die Fülle.“

Die Alte gab dem Krämer das Versprechen, seinem Wunsche gern nachkommen zu wollen und schlich sich unverzüglich die Treppe hinauf nach Berlinens Zimmer. Das Mädchen schrak heftig zusammen, als es die widerliche Figur erblickte, und wollte mit einem Schrei des Entsetzens das Zimmer verlassen, aber Rogate hielt sie zurück.

„Was ist Dir, mein Püppchen? Warum erschrickst Du?“ schmeichelte sie höhnisch. „Setze Dich und höre mir zu, was ich Dir bringe. Du liebst den Jäger Alf,“ grinste sie, dem Mädchen näher tretend. „Nun, nun, das weiß ja alle Welt — aber er ist Deiner Liebe nicht werth!“

Ungewiß blickte Zerline der Alten in die kleinen Augen.

„Zweifelnst Du an meiner Aussage?“ fragte Rogate. „Ich kann es Dir eben nicht verdenken, den Burschen Deines Herzens eben so treu zu glauben, als Du selbst bist, ich will Dir jedoch Beweise seiner Untreue bringen, und das schon morgen, oder noch heute —“

„Warum nicht gleich?“ zürnte Zerline gereizt.

„Auch das kann geschehen, Püppchen, wenn Du meinen Worten Glauben schenkst,“ sprach die Alte giftig, „denn gestern Abend fand ich ihn in den Armen einer Andern, hörte, wie er ihr ewige Liebe schwur, hörte die feurigsten Küsse wechseln. Nun wirfst Du, als verständiges Mädchen, das Weitere Dir selbst folgern können. Das für heute, morgen sollst Du mehr hören.“

Hiermit enifernte sich die Alte, sich freuend, das Gift des Zweifels in das Herz der etwas eifersüchtigen Zerline ausgegossen zu haben. Unten harrete ihrer der Krämer. Sie theilte ihm mit, was sie ausgerichtet, und nahm ihm das Versprechen ab, am Abend zu ihr zu kommen.

Hier hielt der Criminalrath plötzlich inne, zog seine goldene Uhr, schüttelte den Kopf, murmelte ein leises; „Um, nur, schon zwei Uhr!“ und schlürfte dann in langsamen Zügen ein Glas Moselwein hinunter. Ich saß wie auf Kohlen. Rings um uns her war eine Todtenstille, die endlich der Jurist unterbrach.

„An demselben Abend eilte der Krämer in die Wohnung der Alten,“ erzählte er weiter. „Hier angekommen, schritt das Weib schnell ans Werk. Sie zeichnete Zerlins und Jeremias' Namen auf die innere Seite eines gespaltenen Mandelkerns, den der Krämer mitgebracht, schob beide Hälften in ein hart gekochtes, an der Spitze geöffnetes Ei, das eine weiße Henne zur Vollmondszeit in der siebenten Stunde des Sanct Johannisstages gelegt haben sollte, ohne hernach zu gackern, und ging dann mit dem Krämer in den

Kiefernwald, suchte viele Stunden emsig umher, bis endlich der Mond aufging und sie vor einem wilden Rosenstrauch stehen blieb, unter welchem sich ein großer Ameisenhaufen wölbte. Um diesen Strauch schritt die Zauberin dreimal rückwärts herum, umwickelte ihn mit Schwefelfäden, zündete diese an, und schauerhaft beleuchtet von der bläulichen Flamme, schob sie das präparirte Ei rasch in den Ameisenhaufen, indem sie darüber hinhurmelte:

„In Feuernacht

Bei drei und vier, macht sieben,
Wo Leben stirbt und Leben wacht,
Entsteht das treue Lieben.“

Fledermäuse flatterten umher, ein Uhu stürzte blindlings in das Schwefellicht und der Krämer mit einem Schrei des Entsetzens zu Boden. Damit war des Zaubers für heute genug und mehr todt als lebendig kam der Krämer nach der Hütte der Alten, wo die verschmitzte Hexe ihm andeutete: ein gutes Werk wolle Zeit haben, erst nach sieben Tagen könne die eigentliche Formel gesprochen werden. Am siebenten Tage, kurz vor Mitternacht, klopfte der Krämer, wie ihm befohlen, an die Thür der Alten. Die Hexe öffnete langsam, geheimnißvoll, und der zitternde Sohn des Merkur trat ein in ein Gemach, still und dunkel wie ein Grab. Nach einigen Minuten des Schweigens fuhr es wie rasender Zugwind über sie hin, es knisterte, zischte, und vom Estrich sprüheten Funken empor, welche nach und nach zu blauen Flammen wurden. Im nahen Städtchen schlug hohl und dumpf die Mitternachtsglocke an. Mit dem letzten Schlage wurde das Gemach hell erleuchtet durch einen brennenden Holzstoß im Kamin, an welchen sich nun die Hexe setzte, kochte und Beschwörungen murmelte. Leichenblaß kauerte der Krämer in einem Winkel und stierte bald nach einem Brett, wo in gläsernen Gefäßen allerlei Mißgeburten aufbewahrt standen, bald nach einem Tische, wo zwischen angenagelten, noch zappelnden Fröschen ein aufgeschlagenes Zauberbuch lag. Jetzt streckte die Alte ihre langen, dünnen Arme aus, und unter den aufgelösten grauen Haaren blinzelten die kleinen rothen Augen, traten die Gesichtszüge doppelt häßlich hervor, als sie dem Krämer verständlich machte, er solle in

einen mit Kreide gezogenen Zauberkreis treten, ein breites Band, voll der seltsamsten Charaktere, um sich schlagen, und unaufhörlich Räucherwerk streuen auf ein Kohlenbecken. Fast bewußtlos gehorchte der Krämer. Nun heulte die Zauberin unverständliche Worte und warf die benannten Eierschaalen in die Flüssigkeit ihres Kochtopfes. Dieser brauste und schäumte und zischte, wie mit Schlangenzungen leckte das Kaminfeuer den Schornstein hinan, sank aber plötzlich wieder auf die Kohlen zurück. Jetzt, mit wieherndem Gelächter, hob die Alte den Topf vom Dreifuße, that den filtrirten Inhalt in eine Phiole, öffnete des Krämers Hexenzirkel und versicherte, nun vollendet zu haben. „Im Namen desjenigen, dem ich diene, bring' ich Euch hier den Liebestrank. Verlaßt Euch darauf, er muß Wunder thun, wenn Ihr ihn geschüttet in Berlinens Wein!“ so sprach sie feierlich und winkte entlassend. Der Krämer ließ sich das nicht zweimal sagen. Den kalten Angstschweiß von der Stirn wischend, verließ er eiligst die Hexenwohnung, fast ängstlich die Phiole umklammernd.

Schon an demselben Tage hatte Zerline den Inhalt genossen, und was Wunder, wenn der scharfblickende Krämer in seiner Tochter eine aufkeimende Neigung für den von ihm ihr Bestimmten wahrnahm. Allein, es hätte wahrlich des Zaubertranks nicht bedurft! Aus kindlicher Liebe hatte das gute Mädchen beschlossen, (wie ein Brief an Alf beweiset), ihren Vater zu retten und sich zum Opfer zu bringen. Der Krämer aber, im Wahn, der Trank habe das bewirkt, beschenkte die Alte reichlich. —

Nach vier Wochen schwankte Zerline an der Seite ihres ungeliebten Bräutigams in die Kirche, vor den Altar, wo schon der Geistliche des Orts der Verlobten harrete. Eine tiefe Stille herrschte in dem Gotteshause und unter der großen Volksmenge. Als der Prediger die Ringe gewechselt und Zerline mit leisem Kopfnicken dessen Frage bejahet hatte, drang ein tiefer, langer Seufzer durch die Kirche, gleich einer warnenden Geisterstimme. Gestig bebte die Braut zusammen, und fiel in demselben Augenblicke zurück in die Arme ihres Vaters. Ein Schrecken ergriff alle Anwesenden und mit wahrer Theilnahme blickte man auf das blasse,

hübsche Mädchen, das mit starren Augen nach einem Pfeiler fortwährend schauete, an den der Jäger Alf, nachlässig in seinen Mantel gehüllt, lehnte. Nachdem er einen Blick Berlinen zugeworfen, verließ er schnell die Kirche. Auch Zerline wurde ebenfalls eiligst in ihre Wohnung gebracht, wo sich die Hochzeitsgäste zahlreich versammelt hatten. Die junge Braut erwiderte auf die vielen an sie gerichteten Glückwünsche kein Wort, stumm saß sie neben ihrem Bräutigam, der die Aufmerksamkeit selbst war. So kam der Abend heran und mit ihm Musik und Tanz. Zerline, die an dem Tanze keinen Theil nahm, stellte sich ans Fenster und blickte schwermuthsvoll in die schöne Abendlandschaft hinaus, unwillkürlich dachte sie zurück an die goldene Zeit, wo sie mit Alf oft lustgewandelt, eine Thräne schlich sich ihr ins Auge. Der Mond schwamm klar am Himmel, war aber eben so blaß wie die junge Frau, eben hatte sie den einen Arm auf die Fensterbank gestützt und das Fenster geöffnet, als ihr Gatte zu ihr trat, den Arm um sie schlang, und sie in affectirten Worten bat, Theil an dem Tanze zu nehmen, da sie doch sonst gerne Terpsichoren huldige. Kaum unmerklich schüttelte Zerline das reiche Lockenhaupt, legte sich weiter zum Fenster hinaus und blickte wie betend zum azurnen Himmel empor — da blitzte es, ein Knall erfolgte, und — die junge Frau lag todt in ihrem Blute zu den Füßen ihres bestürzten Gemahls. —

Welch' allgemeines Wehklagen im Hochzeitshause erfolgte, können Sie sich selbst denken, ich übergehe den Tumult. Eilige Nachforschungen, um dem Mörder auf die Spur zu kommen, fanden von allen Seiten statt — da fand man, dem Hochzeitshause gegenüber, an das Wacht haus des Nachtwächters gelehnt, eine in einen weiten Mantel gehüllte Gestalt. Es war der Jäger Alf. Er war an der linken Achsel verwundet und eine Pistole lag neben ihm. Allgemein wurde er für Berlinens Mörder gehalten. Man brachte ihn in Verwahrung und die Sache wird nun criminell verhandelt. Alf ist von seiner Wunde geheilt, will aber von einem Morde an seiner ehemaligen Braut von seiner Seite durchaus nichts wissen: nur seinem eigenen elenden Dasein wollte er ein Ende machen. Wie er dieses verfehlte, kann er

noch immer nicht begreifen. Welche Wendung der Prozeß nimmt, werden die folgenden Berhöre, die nach den Ferien wieder beginnen, lehren.“ —

Noch saßen wir uns stumm gegenüber, jeder seinen eigenen Gefühlen sich überlassend, als die Thür geräuschvoll aufgerissen wurde und der Diener des Brockenwirths in dieselbe mit dem Rufe eintrat: „Guten Sie, meine Herren, die Uhr ist drei!“ Damit machte er die Thür schnell wieder zu und überließ es uns unbekümmert, was wir von diesem seinen Morgengruß denken mochten. „Nun,“ — lachte der Criminalrath, indem er den Rest des Moselweins einschenkte — „ich sollte denken, unsre Toilette wird heute eben nicht viele Zeit in Anspruch nehmen. Auf einen fröhlichen Tag!“ rief er dann und nöthigte mich, anzustößen. Mechanisch nahm ich das Glas, stieß an und trank es auf das Wohl meiner Vaterstadt leer. —

Wir verließen das Zimmer und begaben uns hinauf auf den kleinen Thurm, wo wir die Ersten waren, welche das großartige Schauspiel mit ansehen wollten. Eine unangenehme Kälte durchrieselte unsern Körper. Nach und nach wurde es um uns lebendig. Da standen bald neben einander zarte Damen im allerliebsten Morgen negligée und derbe Handwerksburschen, Juristen und Theologen, Pädagogen und Dekonomen, vermischt mit sogenannten Particuliers, Alle erwartungsvoll das Auge nach Osten gerichtet, gleich dem betenden Muselmanne, um der Tageskönigin den ersten Morgengruß zu bringen. Arabella stand mit ihrer Mutter neben Robert, und beide hörten sehr andächtig zu, wie dieser sie aufmerksam machte auf die vielfachen Farbenwechselungen. Immer höher hob sich unsre Brust, immer ungestümer und lauter schlug das Herz — da theilte sich der Schleier und die Sonne goß ihren mildesten Glanz über Wälder und Höhen, über Fluren und Wiesen aus.

Gott, deine Welt ist schön! unendlich herrlich sind deine Werke! rief es in mir aus tiefster Seele. Wie götig bist du, der du den Menschen geschaffen zum Anschauen, zum Genuß deiner Wunder! Wie groß ist das Wunder, daß dieser ungeheure Erdball, der zu meinen Füßen liegt,

mit mir in undenkbarer, blitzähnlicher Schnelligkeit um die ruhende Sonne kreist! Wie groß ist der Mensch, der alle diese Pracht und Herrlichkeit in einem einzigen Augenblick zusammenfassen und in sich aufnehmen, bewahren und, so oft er will, sich erneuen kann!

Und fort und fort wallte ein Lichtmeer belebend und labend auf die weite Erde nieder, und keine Pflanze war ihr zu arm, kein Insekt zu gering, um sie durch ihren Strahl zu erquickten, in ihrem Lichte zu verklären. Für sie giebt es kein Unkraut, für sie kein Ungeziefer: Alles umfängt ihr Mutterarm, Alles durchdringt die stille Gluth ihres liebenden Herzens! Und es kam mir recht innig zur Empfindung, wie selig und erhaben über alle Fürsten und Herren der Hochbegnadigte hinausragen würde, dem es vergönnt wäre, gleich einer Sonne, in alle Hütten, wie in die oft noch ärmeren Paläste, zu scheinen! Und laut pries ich den Sohn des Menschen, dessen Name nun schon so viele Jahrhunderte hindurch die Geister der Aermsten wie der Reichsten erleuchtet, dessen Lehre und Leben schon Myriaden zu Werken der Liebe begeistert und ihre Freuden geheiligt, ihre Leiden gelindert und ihre bittersten Schmerzen durch unendliche Hoffnungen versüßt! Was wird es erst sein — dachte ich, von Wonne durchschauert — wenn Gottes Liebe einst allen Menschenkindern zum Bewußtsein kommen wird, und Alle sich als Kinder des einen Vaters, als eine einzige große Geschwisterschaft erkennen und fühlen! Dann geht die Liebessonne in der Menschheit nicht mehr unter, denn aus allen Herzen strahlt dann ihr beseligendes Licht und die ganze weite Erde ist dann — nur eine Kirche!

So schwärmte ich, als ein leiser Schlag auf meine Schulter mich aus meinen Träumen riß. Es war Robert, der mir heftig die Hand drückte. Außer uns Beiden war Niemand mehr auf dem Thurme. Mit einem dankenden Blick zum Himmel verließen auch wir den Ort, der uns so unendlich hehren Genuß gewährt hatte. Zwei Stunden später begleitete ich die Criminalrätthin mit ihrer Tochter zum Wagen. Bald kam auch Robert mit dem Criminalrath und dem Assessor. Ersterer bat den Maler nochmals, ihn doch ja in

B. zu besuchen, sobald er dort angekommen sein würde. Robert versicherte mit einer Verbeugung, daß er dieser ihm so schmeichelhaften Einladung gewiß Folge leisten werde. „Daß Sie nur Wort halten, Herr Maler!“ erinnerte Arabella komisch drohend. Der Maler nickte, die Maulthiere zogen an, der Assessor schlug ein Kreuz, und ich rief dem Criminalrath eine „Glückliche Reise!“ nach. — Eine halbe Stunde später tornisterten auch Robert und ich, den Brockenstrauß an der Mütze, von dannen.

* * *

Vor acht Tagen erhielt ich aus B. einen Brief, in dem mir Robert seine Verlobung mit Arabella anzeigte. Möge es ihnen recht wohl gehen! — Am Schlusse des Briefes heißt es: „Gestern zeigte mir der Criminalrath an, daß der fragliche Prozeß zu Ende sei, und zwar hat der Jäger Alf ihm selbst ein Ende gemacht: vorgestern fand man ihn todt in seinem Gefängnisse. Ob nun der wirkliche Mörder entdeckt werde, bleibe zu bezweifeln, meinte der Criminalrath, er für seinen Theil halte Alf gänzlich unschuldig an dem Tode Zerlinens. —

Nochmals lebe wohl!“

V o r w u r f.

Da ich verzagen wollte,
Kamst du zu mir;
Mein Herz, das heimlich grollte,
Es neigte liebend sich zu dir.

Mein Herz, das heimlich grollte,
Beglücktest du,
Und da es brechen wollte,
Gabst du ihm wieder seine Ruh.

O wär' es doch gebrochen!
Die Gnadenzeit,
Die mir dein Blick versprochen,
Wie ist sie nun so weit, so weit! —

Ich mußte inne werden,
Daß es noch Glück,
Noch Liebe giebt auf Erden,
Dann nahmst du Beides mir zurück! —

Das muß den Gram mir schärfen,
Daß nun zu lieb
Die Welt mir zum Werwerfen,
Zum Lieben mir zu werthlos blieb.

Moriz Hartmann.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Wien im August.

Sie wünschen Berichte über die hiesigen Theater von mir zu empfangen? Das Ansinnen ist etwas hart, denn der, von der Erfüllung eines solchen Versprechens bedingte regelmäßige Besuch der sämtlichen Theater hat nur wenige Genüsse im Gefolge, aber der Freundschaft bringt man ja gern ein Opfer, und somit erkläre ich mich denn zur Erfüllung Ihres Wunsches bereit. Mache ich aber, wie dies öfters geschieht, größere oder kleinere Ausflüge, dann müssen Sie die dadurch entstehenden Pausen entschuldigen oder die Lücken durch eine andere Hand ausfüllen lassen.

Wie Sie mir schreiben, sollen diese Berichte besonders so eingerichtet sein, daß sie den Directoren als Leitfaden für Ihr Theatergeschäftsbureau dienen können, und ich bin vollkommen mit Ihnen einverstanden, daß aus diesem Gesichtspunkte die strengste Wahrheit, d. h. die mit Strenge ausgesprochene Wahrheit das erste Erforderniß ist. Wahrheit und Strenge seien deshalb mein Motto. — Sie sollen Wahrheit erhalten — nichts als Wahrheit — Wahrheit, quand même! — Und ich kann sie Ihnen versprechen, denn das ganze, lustige, leichte, joviale Völkchen der theatralischen Kunstjünger ist mir persönlich durchaus fremd; ich komme mit keinem Schauspieler, keiner Schauspielerin in persönliche Berührung, nicht einmal mit einer Choristin oder Tänzerin, was doch gar nicht schwer hält, wenn man einige Neigung dazu verspürt. Ich habe deshalb auch keine Rücksicht zu nehmen, sondern kann frei und unabhängig nach dem Eindrucke urtheilen, den die Leistung von der Bühne herab auf mich macht, ohne an die Bankozettel zu denken, die ich durch

Lob erschreiben könnte, ohne mich vor empfindlichen Collisionen zu scheuen, durch welche einige hiesige Künstler (?) die Recensenten von ihrem Talente überzeugen wollen. Ich halte es vielmehr so geheim, als wäre es eine Sünde, daß ich mir dann und wann anmaße, mein Urtheil auszusprechen.

Ehe ich den eigentlichen Bericht über die theatralischen Neuigkeiten beginne, glaube ich bevorworten zu müssen, daß die Länge dieses meines ersten Schreibens nicht als Maßstab für die folgenden betrachtet werden darf, denn wenn diese Berichte ihren Zweck, auswärtigen Directionen als Leitfaden durch das mit blauem Dunst gefüllte Labyrinth der hiesigen Theatralia zu dienen, erreichen sollen, so scheint es mir unerlässlich, zuvor den Standpunkt genau zu bezeichnen, auf welchem die hiesigen Bühnen meiner Meinung nach stehen, auch ein Wort über die einzelnen Kräfte zu sagen, über welche die Bühnen zu gebieten haben. Erst wenn dies geschehen ist, — und ich werde mich dabei der möglichsten Kürze befleißigen, deshalb auch die Motivirungen weglassen und meine Meinung ziemlich peremptorisch aussprechen, — also erst wenn dies geschehen ist, werde ich zu dem übergehen, was au courant du jour ist.

Oben an steht von allen hiesigen Theatern natürlich das

Hofburgtheater.

Dies ist ein Kunstinstitut in der wahren Bedeutung des Wortes; nur die größte Ungerechtigkeit könnte dies ablängnen; aber so hoch, als der Oesterreicher das Burgtheater dem Auslande gegenüber gern stellen möchte, steht es keineswegs. Es läßt viel zu wünschen übrig, besonders in Beziehung auf das Repertoire und die Thätigkeit bei Heranbringung neuer Stücke; es zählt viele der ersten Künstler Deutschlands unter seinen Mitgliedern, aber unter dem Nebenpersonale sind auch Viele, die Anstoß geben, die auf einem Theater zweiten, dritten Ranges noch nicht ihren Platz ausfüllen würden, und so kommt es denn, daß man in Stücken mit einem großen Personal ganze Scenen, z. B. Volksscenen, zu sehen bekommen kann, bei deren Anhörung und Anschauung man sich staunend fragt: Bist Du denn wirklich im Burgtheater, oder hat Dich vielleicht ein tückischer Kobold in irgend ein Provinzialtheater zweiten oder dritten Ranges versetzt? — Einen wahren Kunstgenuß hat man aber, wenn die Heroen der Kunst nebeneinander beschäftigt sind, wie dies meistens bei den Werken einheimischer Dichter der Fall ist. Für diesen Genuß bürgen hinlänglich die Namen Löwe, Anschütz, Lukas, Fichtner, (obgleich dieser hier sehr überschätzt wird, besonders was seine oft sehr mangelhaften Leistungen im Trauerspiel betrifft) Wilhelm, La Roche. — Im zweiten Gliede schließen sich an diese gefeierten Namen an: Rettich, Korner, Hörtel, Wothe, Herzfeld, Theodor und Friedrich Wagner &c. — Terrmann hat, trotz der übertriebenen Lobpreisungen Saphirs, keinen An-

klang finden können, und es ist ihm daher auch bereits verkündet worden, daß er nach Ablauf seines jetzigen Contractes auf eine Verlängerung desselben nicht rechnen könne. Ein tüchtiger Intrigant, der sich mit einer Stellung neben La Roche begnügte, könnte daher hier wohl Engagement finden und würde eine wünschenswerthe und willkommene Acquisition sein. — Ein Uebelstand, ein Verberb für die Vortrefflichkeit des Kunstinstitutes ist, daß eines Theils die ältern Mitglieder, ihres Alters ungeachtet, jüngern Talenten nichts abgeben wollen, und daß manche Engagements aus andern Rücksichten, als denen der Kunst allein, geschlossen werden. So füllt z. B. Herr Friedrich Wagner das Fach eines ersten jugendlichen Liebhaber und Helden keineswegs aus, ja, sein Talent ist so untergeordneter Art, daß er in den ganzen Rahmen seiner Umgebung nicht paßt; aber er wurde engagirt und bleibt, weil — —. Herr Darnau dagegen, ein junger Mensch von schönen Mitteln und wirklichem Talent, und eine recht empfehlenswerthe Acquisition für jede größere Bühne, die ihm eine, seinen Kräften und Fähigkeiten angemessene Stellung bieten will und kann, wird entlassen, weil — —. Ulle, Bierock, die weiter nichts für sich hat, als daß sie ein sehr hübsches Mädchen ist, der sich aber kaum einiges Talent nachrühmen läßt, wenigstens kein so hoher Grad weder der Anlage noch der Ausbildung, daß sie befähigt wäre, bei einer größeren Bühne ein Fach auszufüllen, wurde engagirt, weil — und wird oder ist nun wieder entlassen, weil dieses „Weil“ nicht mehr existirt. — Das Damenpersonal des Burgtheaters steht dem Herrenpersonale durchaus nicht nach; da ist zuerst und vor Allen zu nennen: Mad. Rettich; dann Ulle. Neumann, ganz allerliebste durch die bezaubernde Natürlichkeit und Innigkeit; — Mad. Koberwein, geb. Anschütz, hat ein schönes Talent, scheint aber in neuester Zeit auf den Abweg eines falschen Pathos gerathen zu wollen; — Mad. Pecher ist eine sehr brave Künstlerin, die aber weder gehörig gewürdigt noch beschäftigt wird; — Mad. Fichtner wird auf Händen getragen, ist mir aber oft zu kokett und zu wenig natürlich; — Ulle. Rosa Anschütz ist ein ganz junges, aufblühendes aber vielversprechendes Talent, das sich bei solchen Vorbildern, und unter der Leitung künstlerisch so ausgezeichneten Eltern, gewiß binnen kurzer Zeit zu der schönsten Blüthe entfalten wird. — Mad. Anschütz, die Mutter der beiden talentvollen Töchter, ist in dem älteren Fache, in das sie seit einigen Jahren übergang, eben so brav, als sie es früher in dem munteren war. — Ulle. Wildauer, meistens für ein zweites Fach beschäftigt, hat ihren Ruf in neuester Zeit besonders dadurch gesteigert, daß sie im Josephstädter Theater als Sängerin glänzte; — sie ist jedenfalls des Künstlerkreises, in dem sie sich bewegt, würdig, obgleich ihrem Spiele oft weniger Koketterie und mehr echte Weiblichkeit zu wünschen wäre.

— Mad. Kronser-Fournier sieht man sehr selten, sie hat aber viele Freunde, die es bedauern, daß sie nicht öfters beschäftigt wird. — Mad. Bredé ist recht brav in ältern Anstandsdamen, Müttern und char- girten Rollen. — Ullé. Enghaus, die ich beinahe vergessen hätte, verdient mit vollem Rechte neben allen diesen ausgezeichneten Namen genannt zu werden. — In der allerneuesten Zeit ist nun noch Ullé. Petit-jean vom Hoftheater in Stuttgart engagirt worden. Weshalb? Die Frage läßt sich nach der Aufzählung eines solchen Personales schwer beantworten. Vielleicht auch wieder, weil —? Sie ist übrigens ein noch sehr junges Mädchen, von dem vortheilhaftesten Aeußeren und unverkennbar mit Talent begabt, so daß sie berufen scheint, einst eine höhere Stufe in der Kunst einzunehmen. — Es hat in der letzten Zeit eine kleinliche Dekonomie bei dem Hofburgtheater geherrscht, und die Ausstattung mancher Stücke war einer Bühne von solchem Range oft nichts weniger als würdig, seitdem aber der Graf Dietrichstein an die Spitze der Verwaltung getreten ist, läßt sich eine Aenderung dieses Uebelstandes mit Gewißheit entgegensehen, auch soll er es laut und öffentlich ausgesprochen haben, daß er das Hofburgtheater in jeder Beziehung auf die einer kaiserlichen Anstalt würdige Stufe heben wolle; bisher waren nur allzuoft Ersparnisse die einzigen leitenden Rücksichten.

Sehen wir nun zu dem zweiten kaiserlichen Theater über, dem

Hofopertheater nächst dem Kärnthnerthore.

Die Klagen, wie wenig dieses Theater dem Range entspricht, den es eigentlich einnehmen sollte, sind so allgemein, sind so laut und vielseitig ausgesprochen worden, daß es kaum nöthig ist, nochmals zu erwähnen, daß es eine Schmach ist, einem italienischen Schneidergesellen an der Spitze einer kaiserlichen Anstalt ein solches Wesen oder Unwesen treiben zu lassen. Die einzelnen Kräfte sind zwar mitunter ausgezeichnet, und Mad. van Hasselt-Barth besonders ist eine Sängerin ersten Ranges, aber dennoch läßt jeder Zweig der Verwaltung viel, gewaltig viel zu wünschen übrig. Das Repertoire ist weit hinter dem einer jeden guten Provinzbühne zurück, das Ensemble ist oft erbärmlich, und oft wird der Beifall nur durch eine mehr oder minder geschickte Maché erzielt. Kurz, die Unzufriedenheit mit der Leitung dieser Bühne ist ganz allgemein; aber es gehört nun einmal zum guten Tone, das Kärnthnerthor-Theater zu besuchen, und so lacht sich der Director Ballochino in's Häustchen und steckt eine 10,000 Gulden nach den andern bei Seite.

Die Vorstadt-Theater.

Das Theater an der Wien

nimmt hier durch seine Größe den ersten Rang ein,

und that dies unter Carl's Leitung bisher auch durch seine Leistungen. Jetzt ist es, wie bekannt, Eigenthum Pokorny's, der es so eben eröffnete, nachdem es ganz neu eingerichtet worden. Wie es bis jetzt den Anschein hat, wird die Leitung eben so mangelhaft sein, als es die des Josephstädter Theaters bisher war, denn während man erwartete, während man ein Recht hatte, zu fordern, daß Herr Pokorny eine tüchtige Gesellschaft zusammenstelle, deren Kräfte der ersten Vorstadt Bühne angemessen sind, führt er das ganze Josephstädter Corps vor, Mitglieder, die man dort in ersten Fächern nur duldet, und Acquisitionen, die genannt zu werden verdienen, sind bis jetzt nur Beckmann nebst Frau und Kunst; diese allein können aber unmöglich das Ganze halten, und würde es nicht ganz anders, so könnte man solche Künstler nur bedauern, in solcher Umgebung spielen zu müssen. Das Theater an der Wien, wie es jetzt unter Pokorny's Direction ist, steht, mit Ausnahme der Genannten, zu denen ich allenfalls noch Herrn Nolte zählen will, der kleinsten Provinzialbühne nach. Und leider darf man kaum hoffen, daß es anders werden wird, denn

das Theater in der Josephstadt,

welches Pokorny bisher allein dirigirte, wenn man seine Art und Weise der Geschäftsführung eine Direction nennen kann, war unter eben dieser Leitung ein wirklich ganz erbärmliches Theater und verspricht dies auch in Zukunft zu bleiben. Hier wurden die jämmerlichsten Nachwerke nicht nur zur Aufführung gebracht, sondern sie fanden durch allerhand künstliche Mittel sogar Beifall. Von allen neuen Erscheinungen anderer Bühnen, zumal des Auslandes, wurde dagegen nichts gegeben, und nur mit dem größten Unrecht stand das Josephstädter Theater bisher im Auslande in einem günstigen Renomme: Es verdient dieses durchaus nicht, und selbst die ersten Fächer sind hier meistens auf eine Weise besetzt, daß man den gezwungenen Besuch dieses Theaters als eine Tortur betrachten kann. Da ist Ullé. Planer, aus der eine Größe gemacht wird, und die ewig mit hohlem Pathos spricht, Dialect hat, für das Lustspiel keine Ader besitzt, und dennoch jetzt wieder in dem Theater an der Wien ein erstes Fach ausfüllen soll; da ist Ullé. Grafenberg, die ewig weint, und über die man oft weinen möchte; da ist Hr. Verfel, die alltäglichste Erscheinung, oft eine Karrikatur, aber dennoch wieder und wieder in ersten Rollen vorgeführt; da ist Hr. Feichtinger, dessen ganze Komik darin besteht, die Backen aufzublasen, und auf eine widerliche Weise durch die Nase zu singen; da ist Hr. Buel, ein Duzendliebhaber von gespreiztem Wesen; — kurz, man sollte es nicht für möglich halten, daß ein solches Theater, wie das Josephstädter bisher war, in Wien sein, ja, daß es sogar bestehen und gut bestehen könne. Das Publikum einer kleinen Stadt ließe sich schwerlich ge-

fallen, was das Josephstädter Publikum sogar mit Ge-
nuß hinzunehmen scheint.

Das Theater in der Leopoldstadt

war bisher nur das zurückgesetzte Stiefkind des Thea-
ters an der Wien. Was es in Zukunft werden wird,
nun der Director Carl auf dessen alleinige Direction
beschränkt ist, das muß sich erst zeigen. Für den Au-
genblick ist es gesperrt, um im Innern und Aeußern
restaurirt zu werden, und das that sehr Noth. So
viel läßt sich mit Gewißheit erwarten, daß Carl Alles
aufbieten wird, Pokorny zu überflügeln. Hinsichtlich
der Posse ist dies keinem Zweifel unterworfen; aber
auch die Kräfte der andern Branchen sind mitunter
recht achtbar. Männer wie Carl selbst, Findeisen,
Pohl, Moriz, Mad. Frieb-Blumauer, Mad.

Brüning, Ule. M. Erck haben einen guten Klang,
und die Lücken, die man hier und dort bemerkte, wer-
den gewiß auch bald ausgefüllt werden. Was aber
der Carl'schen Gesellschaft besonders einen großen Vor-
zug vor der Pokorny'schen giebt, ist der Umstand, daß
bei diesem das ganze Nebenpersonal gar nicht anzuse-
hen ist, während darunter bei Carl mehrere recht wack-
lere Mitglieder sind, wie z. B. Strampfer, Blum,
Rub. Mayer, Mad. Fehring, Ule. Herzog etc.
— Ein recht hübsches und talentvolles junges Mäd-
chen, die Carl neuerdings engagirt hat, ist Ule.
Müller. — Mad. Wagner scheint auch ein recht
brauchbares Mitglied zu sein. Kurz, die Kräfte Carl's
für eine Bühne sind bedeutender, als die Pokorny's
für seine beiden Theater.

Y.

Literatur und Kunst.

Rußland im Jahre 1844. Von Adolph Hel-
ler. Grimma, Verlagscomptoir. 1845.

Als wir in Nr. 23 des Literaturblattes von d. J.
desselben Verfassers größeres Werk: „Das enthaltene
Rußland“, zur Anzeige brachten, haben wir Gelegen-
heit gehabt, die Tendenz desselben, wie seine Vorzüge
und Mängel näher zu würdigen, und wir dürfen uns
daher bei der Anzeige dieses „Anhangs“ zu jenem um
so kürzer fassen, als derselbe eben nur als eine Ergä-
nzung jenes Werkes angesehen werden will und kann,
und in der ganzen Art und Weise der Darstellung je-
nem durchaus sich anschließt. Nur über seine Tendenz
bei Veröffentlichung dieser Arbeit spricht sich hier der
Verf. noch entschiedener dahin aus, daß „die Ergeb-
nisse gegen die Interessen des Kaisers und des Staats
ihn einzig bei Abfassung dieses Werkes geleitet und zu-
gleich ihn berechtigt haben, dasselbe der Öffentlichkeit
zu übergeben“, Alles mit genauer Berücksichtigung des
Eides, wonach „jeder Russe vom niedrigsten bis zum
höchsten Range“ sich verpflichtet, „Alles das auch zur
Kenntniß des Kaisers zu bringen, was er den nationa-
len Interessen Nachtheiliges bemerkt.“ Wir zweifeln
keinen Augenblick an der Wahrheit und Aufrichtigkeit
dieser Gesinnung des Verfs.; nur daran zweifeln wir,
daß man jenem Eide in Rußland eine so weite Aus-
dehnung zugestehen wird, zweifeln daran nach den eige-
nen Aeußerungen des Verfs. über die Grundsätze der
russischen Verwaltung, unter denen der des Geheim-

nisses obenan steht! — Wer die Bekanntschaft jenes
interessanten größeren Werkes gemacht hat, wird nicht
säumen, seine Ansichten über das gewaltige Reich des
Ostens durch die Lectüre dieses Anhangs zu vervoll-
ständigen, zumal dasselbe ein Paar sehr wichtige Par-
tien des russischen Staatsorganismus umfaßt. Es
enthält die russische Gesetzgebung, und eine Uebersicht
der höchsten Reichsbehörden, des Reichsraths, der all-
gemeinen Senatsversammlung, der Staatsdepartements,
der Bittschriftencommission, der Regierungskammern mit
der Befehredactionscommission (sehr ausführlich). Dann:
die russische Verwaltung, mit einem Motto aus Plato,
das sich in französischer Sprache etwas wunderlich
ausnimmt, übrigens allenthalben auf Zahlen begründet
und darauf gestützt, über Form und Inhalt (Industrie,
Handel u. s. w.) sich verbreitet, wobei denn eingestreute
statistische Vergleichen mit anderen Staaten zu bes-
serer Beleuchtung dienen. Endlich: die russische Poli-
tik, die als eine nach Innen und Außen verfehlte dar-
gestellt wird, da sie in starrer Festhaltung des in frü-
herer Zeit durch die Verhältnisse Gebotenen, jetzt sich
selbst überlebt habe, und deshalb den Keim des Unter-
ganges schon längst in sich trage. Auf das Interesse,
das die Betrachtung dieser drei Hauptpunkte gewährt,
brauchen wir nicht erst aufmerksam zu machen; nur
hätten wir gewünscht, diesen Anhang gleich dem Werke
selbst einverleibt zu sehen, was jedenfalls möglich und
der Uebersichtlichkeit förderlich gewesen wäre.

Istrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von P. Stieglig. Stuttgart, Cotta. 1845.

Das vorangezeigte Werk bildet die 29. Lieferung der „Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit, herausgegeben von den DD. Widenmann und Hauff“, die schon so vieles Interessante dargeboten, und bei der nur zu bebauern ist, daß ein für die jetzigen Verhältnisse ziemlich hoher Preis der allgemeineren Anschaffung hemmend in den Weg tritt. Daß wir hier nicht kahle, statistisch-topographische Reisetnotizen vor uns haben, wie sie etwa die Guides des voyageurs, die Books of travellers bieten, wie sie mit Hilfe solcher Werke Jeder an seinem Schreibtische fabriciren kann, ohne den Fuß auf die Straße gesetzt zu haben — dafür bürgt schon der Name des Verfs., der als Dichter, Kunstkennner und Alterthumsforscher nicht minder, wie durch seine tragischen Erlebnisse zu einem nicht unbedeutenden Rufe gelangt ist. Wir können nicht umhin, das vorliegende Werk als ein sehr interessantes sowohl nach Inhalt als nach Form zu bezeichnen. In Bezug auf den Inhalt vermittelt es die Bekanntschaft mit Gegenden, welche trotz ihrer historischen Bedeutsamkeit, trotz ihrer nationalen Eigenthümlichkeit, bei uns wenigstens im Allgemeinen bisher ziemlich unbeachtet geblieben sind; und in Bezug auf die Form müssen wir der lebendigen, nicht selten dichterisch gehobenen Schilderung der Natur und der Bewohner, ihrer Sitten und Gebräuche, den geschickt eingewobenen historischen Rückblicken, wie den mehr oder weniger ausgeführten Charakteristiken einzelner, zum Theil auch in weiteren Kreisen wohlbekannter Personen (wir erinnern nur an die Schilderung D. Paride Zajotti's, Tommaso's, Dreskewitsch's, Patter's etc., S. 14 ff., 146 ff., 162 ff., 182 ff.) volle Anerkennung zollen. Nur haben wir hier und da, namentlich zu Anfange der Schrift, eine gewisse Breite der Reflexion zu rügen, und ein gewisses Sichgehenlassen in wenig zur Sache gehöriger, abstracter Gedankenentwicklung, welche den Fortschritt hemmt, die Spannung des Lesers niederhält, und wenn auch der freundschaftlichen Briefform, in welcher diese Mittheilungen geboten sind, immerhin entsprechend, doch der Subjectivität des Verfs. einen zu großen Raum gewährt, als daß sie auf den ferner stehenden Leser nicht ermüdend einwirken sollte, während wir im Allgemeinen nicht verkennen, daß gerade dieses Herauskehren der Subjectivität, wo sie bei Betrachtung concreter Gegenstände hervortritt, den hier gebotenen Darstellungen in andrer Beziehung ein um so höheres, lebendigeres Interesse verleiht, als sie überall von einer scharfen Beobachtungsgabe, einem feinen Gefühl für Natur und Kunst, einem richtigen Urtheile, einer ehrenhaften Gesinnung und einer wohlthuenenden Gemüthlichkeit durchdrungen sich zeigt, welche letztere namentlich in den hier und da auftauchenden Erinnerungen an die Vergangenheit des Verfs., vorzugsweise in der zarten Weise sich documentirt, mit welcher er des frühen,

durch ein bisher noch unerklärtes, tragisches Geschick herbeigeführten Heimanges seiner Gattin mehrfach gedenkt. Eine öfter, als gerade unumgänglich nöthig, mit hoher Begeisterung ausgesprochene Vorliebe für Oestreich und seine Regierung gewinnt bisweilen den Anschein der Einseitigkeit, ohne indeß störend einzuwirken. — Der Verf. führt seine Leser von Venedig aus nach Triest, und von da auf Land- und Meerfahrten über Isola und Kapodistria, Pirano, Montona nach Pola; sodann über den Quarner, mit Berührung von Lussin piccolo und grande, über Dsero, Cherso, Beglia nach Fiume, und damit schließt die erste Abtheilung des Werkes, Istrien behandelnd. Von Fiume geht es per Dampfschiff nach Zara, dann über Sebenico nach Spalato und Salona, über Pogliza, Curzola u. s. w. in die Boche di Cattaro, wo bei einzelnen, von hier aus unternommenen Ausflügen in's östreichische Albanien (von Cattaro nach Dobrota, Perasto, Risano, Gradista, Budua, Castel nuovo u. s. w.) eine gedrängte, aber scharf charakteristische und fein gezeichnete Schilderung der hier wohnenden, verschiedenen Volksstämme gegeben wird, und von dort über Ragusa vecchia nach Ragusa, mit dessen Beschreibung diese Reisebilder aus Dalmatien abschließen, die, obwohl kürzer und aphoristisch gehalten als die aus Istrien, dennoch die Besorgniß des Verfs. durchaus nicht begründet erscheinen lassen, man könne ihn etwa für einen gewöhnlichen „Reisehandbuchfabrikanten“ halten (S. 125). Die Lebendigkeit eigener Anschauung tritt uns aus jeder Zeile der Darstellung entgegen, die überall in einer sehr edeln, bisweilen fast zu bilderreichen Sprache gehalten und durch poetische Intermezzi wie durch glückliche und treffende Citate aus älteren und neueren Schriftstellern geschmückt ist. Zu bemerken dürfte noch sein, daß diese Briefe zumeist aus dem Jahre 1839 datiren, daß aber der Verf., wo er es nöthig und thunlich fand, aus neuerer und neuester Anschauung, selbst noch aus dem Jahre 1844, sie zu ergänzen und zu vervollständigen bemüht gewesen ist. — Möge er uns bald wieder mit einer so schönen Frucht seines Wanderlebens, namentlich mit der verheißenen Darstellung des Montenegrinerlandes, beschenken.

Politisches Vermächtniß Sr. Maj. des verstorbenen Königs von Schweden, Carl Johann. 2 Bde. Altona, Hammerich. 1845.

Carl Johann von Schweden (Bernadotte) ist unstreitig eine der beachtenswerthesten Erscheinungen in der Geschichte der neueren Zeit — ein Mann von entschiedenem Charakter, ein Fürst von echt politischer Bildung und liberaler Gesinnung, was auch eine Disposition gegen einzelne seiner Regierungsmaaßregeln und Maximen sagen mag, wie sie im Leben überhaupt, und auch auf Thronen, nicht eben allzuhäufig angetroffen werden. Das ausführlich nachzuweisen, ist natürlich

Aufgabe eines Biographen, und der Verstorbene hat deren mehre — und tüchtige — gefunden, und auch in diesen Blättern (Nr. 52—54 des Jahres 1844) ist ihm ein ehrender, wenn auch anspruchloser Denkstein gesetzt worden. Schon ein derartiger persönlicher Charakter läßt, namentlich bei einem so hochgestellten Manne, Alles das interessant erscheinen, was auf ihn irgend ein klares Licht wirft und sein Verständniß befördert und erleichtert. Um wie viel größer muß aber dieses Interesse werden hier, wo es sich um den Begründer einer neuen Dynastie auf einem europäischen Throne handelt, einer Dynastie aus dem Bürgerstande heraus und in einem Lande, das dem neuen Regenten durch Lage, Verhältnisse, Sprache und Sitten gänzlich fremd war! Wir können daher die Veröffentlichung des vorangezeigten Werkes nur mit Theilnahme begrüßen, und mögen dem Herausgeber — wenn auch mit einiger Beschränkung — in der Behauptung beistimmen, daß Alles, was auf das Leben und die Regierung des Verewigten sich beziehe, nicht nur für die Gegenwart, sondern weltgeschichtliche Wichtigkeit habe. Jedenfalls ist dieses „politische Vermächtniß“ wohl geeignet, die hohe Achtung vor dem Geiste, den Kenntnissen und der liberalen Gesinnung des verewigten Königs zu erhalten und zu erhöhen. Der ungenannte Herausgeber erklärt übrigens, daß er durch besondere Umstände in nähere Beziehung zu dem Könige gekommen, und daß ihm von demselben die hier veröffentlichten Dokumente aus eigenem Antriebe mit der Erlaubniß zur dereinstigen Veröffentlichung und dem Bemerkten mitgetheilt worden seien, daß sie — natürlich mit Ausschluß der in der zweiten, später erschienenen Abtheilung mitgetheilten Bulletins des damaligen Kronprinzen von Schweden, aus den Jahren 1813 und 1814, die immerhin nur ein secundäres Interesse haben — nur dem schwedischen Reichstage, dem norwegischen Storting und resp. dem französischen Ministerium mitgetheilt, sonst aber durchaus nicht verbreitet oder durch den Buchhandel veröffentlicht worden seien. Im ersten Bändchen theilt nun der Herausgeber 70 Reden, Antworten, Briefe und Proclamationen mit, von denen 48 von Karl Johann als Kronprinzen, die übrigen aus der Zeit nach seiner Thronbesteigung datiren, und unter welchen wir auf die allgemeinen an den schwedischen Reichstag und den norwegischen Storting gerichteten, noch mehr aber auf die an die vier Stände des Reichs: Adel, Geistlichkeit, Bürger, Bauern — gehaltenen Reden aufmerksam machen, welche letztere namentlich von einer bedeutenden Tiefe der Kenntniß particulärer Verhältnisse und Bestrebungen zeugen. Dann wird, außer einigen Proclamationen, der Rechenschaftsbericht, welchen der damalige Kronprinz (1812) über seine Regentschaftsthätigkeit ablegte, als der König nach längerer Krankheit die Regierung wieder übernahm, eben so viel gerechtes Interesse erwecken, als der Brief an den Baron Ederhjelm von demselben

Jahre über Prinzenerziehung, und die Briefe an den Kaiser Napoleon, die sich durch edlen Freimuth und entschiedene Festigkeit auszeichnen. Das zweite Bändchen umfaßt, außer den oben schon erwähnten Bulletins und Proclamationen, 37 Reden, Briefe u. s. w., als eine willkommene Nachlese zu den früher mitgetheilten, unter denen wir besonders auf die Eröffnungs- und Schlußreden an den Reichstag, das Storting und die Generalstände aufmerksam machen. — Diese kurzen Andeutungen werden genügen, die Aufmerksamkeit nicht nur der Politiker und Historiker von Fach, sondern des gebildeten Publikums überhaupt, auf diese Sammlung zu lenken, deren Herausgeber wir wohl errathen möchten, wenn er nicht selber bescheiden erklärt hätte, daß ja „sein Name Nichts zur Sache beitrage.“

Das Leben der Hadumod, beschrieben von ihrem Bruder Agius. Aus dem Latein. übers. von Fr. Rückert. Stuttgart, Liesching. 1845.

Die heil. Hadumod, erste Abtissin des von ihrem Vater, Herzoge Liudolf von Sachsen, gestifteten Klosters Gerdersheim im Stifte Hildesheim, welche 34 Jahre alt, im Jahre 874 starb, ist die Heldin dieses von ihrem Bruder Agius, Mönche im Kloster Lamspring, der Schwesterschaft des erstgenannten Convents zur Erinnerung und zum Troste geschriebenen Panegyrikus. Derselbe zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste das Leben der Abtissin in Prosa und dem Stile einer herkömmlichen, wohl gelungenen Parentation enthält, während die zweite in Versen eine dialogisirte Trostepistel enthält, welche es sich zur Aufgabe stellt, die bei dem Tode irgend eines geliebten Wesens unwillkürlich sich herandrängenden Fragen und Zweifel auf Grund der heiligen Schrift zu lösen, und aus der letzteren die Tröstungen zu entwickeln, welche dem verwundeten Herzen Beruhigung zu gewähren vermögen. Wenn wir die erste Abtheilung einer Parentation verglichen, würden wir die zweite eine Leichenpredigt, wenn auch in belebterer, rythmischer Form, nennen müssen, die sich übrigens vor so manchen auch der neuesten Zeit, durch ihre gleichzeitige Benützung von Vernunft- und Religionsgründen eben sowohl, als durch tüchtige praktische Bibelkenntniß und innige Gemüthlichkeit auszeichnet. Doch enthält sie so wenig Eigenthümliches und die Lebensbeschreibung so wenig wirklich Interessantes (da, was hier erzählt wird, in hundert und aber hundert Klostergeschichten sich wiederholt), daß wir den Grund, aus welchem Fr. Rückert die Uebersetzung unternommen, in nichts Anderem, als in einer zufälligen, rein subjectiven Vorliebe des Dichters für seinen Gegenstand finden können, die denn aber doch an und für sich noch immer keinen genügenden Grund zur Veröffentlichung darbietet, wenn er auch dieses Werk als „ein Kleinod unserer Vorzeit“ bezeichnet, das sie „mit Andacht, Liebe und Dankbarkeit her-

vorgebracht" habe. In dem sechsten Bande der von Perz herausgegebenen Monumenta German. verdient das Original eben als ein historisches Denkmal seinen Platz; sein Werth für die Verallgemeinerung durch eine besondere deutsche Uebersetzung erscheint uns sehr problematisch, um nicht zu sagen: sehr gering, und wir können das Unternehmen einer solchen nur durch R.'s mehr und mehr hervortretende Neigung zum Mystischen, Schwärmerisch-Sentimentalen erklärlich finden. Ueber die Treue der Uebersetzung können wir, da das Original im Augenblicke uns nicht zur Hand, ein Urtheil nicht abgeben. Sollen wir indeß nach dem Stile derselben im profaischen Theile schließen, so haben wir an der Treue zu zweifeln keinen erheblichen Grund, denn sie liest sich in jeder Zeile eben wie eine Uebersetzung aus dem Lateinischen, und mit dieser jedenfalls absichtlich gewählten, steifen Form hat R. wahrscheinlich ein alterthümliches Gepräge für seine Uebertragung herzustellen beabsichtigt. Der poetische Theil ermüdet durch das wechsellos angewendete und leicht in eine gewisse steife Trockenheit ausartende trochäische Versmaß, das mit seinen Reimen allerdings mittelalterlich, chronikenartig gefärbt erscheint. Wir meinen, die Beibehaltung des Originalversmaßes (Hexameter und in sich auf Mönchsweise gereimte Pentameter), bei dessen Behandlung als Eigenthümlichkeit das gänzliche Verschmähen der Elision bemerklich wird, wäre vermöge seiner bewegteren und durch Wechsel gehobenen rythmischen Form besser und eindringlicher gewesen. Eine kräftige Speise ist's nicht, die uns hier geboten wird. Wer an oberflächlicher Sentimentalität sich gern erbaut, wird indeß hier seine Rechnung finden.

Rußhände und Ohrfeigen. Taschenbuch für Humor und Satyre von Ed. Amthor. Leipzig, Schrey. 1845.

Wer bei der fast verschwenderischen Fülle von Gaben, welche fast jeder Messkatalog unter der Bezeichnung „Humoristische“ dem Publikum bringt, den Maßstab Jean Paul'schen Humors anlegen wollte, der würde freilich nur ganz ausnahmsweise sich in seinen Erwartungen befriedigt fühlen. Indes man lernt mit der Zeit auch sich begnügen, und wird deshalb auch bisweilen Wis, sobald ihm nur nicht ein Beiklang des gemüthlichen Elements ganz abgeht, in einer weicheren Hülle für Humor nehmen. Ue hnlich verhält es sich mit der Satyre, die in wahrer Tiefe auch nicht gerade Jedermanns Ding ist. Sind nun überdies die unter

derartigen Bezeichnungen dem Leser dargebotenen Producte nicht geradehin flach und trivial, weisen sie wenigstens in den Gegenständen, denen sie als Behälter dienen, auf ein Erkennen der Zeitfragen und auf eine tüchtige Gesinnung hin, so giebt man sich schon zufrieden und macht eben, dem Vfr. gleich, nicht auf Mehres Anspruch, als momentan drastisch angeregt zu werden und einen Augenblick der Muse in heiterer Weise durch Lectüre auszufüllen. Daß die hier, unter einem etwas barocken, gesuchten und affectirten Titel vorliegende Sammlung von Aufsätzen und Gedichten auf eine höhere Geltung eben auch nicht Anspruch mache, glauben wir aus ihrer ganzen Haltung schließen zu dürfen, und da mag sie als anspruchslos und harmlos, zu flüchtigem Durchlesen willkommen sein. Sollte ihr Vfr. wirklich einen höheren Werth ihr beizulegen beabsichtigen, so müßten wir das mit dem Prädicate: anmaßlich, bezeichnen, und solche Selbstüberschätzung entschieden perhorresciren. Es mangelt dem Vfr. nicht an Laune, auch nicht an einer ausreichenden Dosis bisweilen recht schlagenden Wises, aber die Tiefe des Gemüths, welche dem echten Humor zu Grunde liegen muß, offenbart er eben so wenig, als die Kraft und Schärfe der Satyre, an deren Stelle wir uns meistens mit Ironie begnügen müssen. Er hat wohl gefühlt, daß die vorwiegend politische Richtung der Zeit berücksichtigt werden müsse, aber in freier, selbstschaffender Kraft seines Gegenstandes sich zu bemächtigen und denselben auf eigenthümliche und dennoch objective Weise darzustellen — das vermag er nicht, wie denn auch die meisten der von ihm behandelten Gegenstände wenig höhere Bedeutung ansprechen, ja zum Theil schon besser vor ihm behandelt worden sind, wie z. B. Rabener in der Behandlung der „deutschen Sprichwörter“ viel Vollendetes geleistet hat. Am meisten noch haben uns zugesagt: „Thier und Mensch“, was nur — überhaupt ein Fehler des Vfs. — etwas zu breit getreten erscheint, und „Aus dem Katechismus eines Krähwinklers“. Die „allerlei sonderbaren Einfälle“ sind nicht selten recht sonderbar flach oder schief; auch beim „Examen für Jedermann“ ist der Wis hie und da ausgegangen, und den Gedichten ist auch nicht viel mehr nachzurühmen, als daß sie eine erfreuliche Gewandtheit in Handhabung der metrischen Form bekunden, während sie sonst nur als versificirte Prosa erscheinen. Das erkennt auch, nach dem Schlußgedichte zu schließen, der Vfr. selbst; nur hätten wir gewünscht, er wäre da noch einen Schritt weiter gegangen, und hätte das „Gewöhnliche“ uns gar nicht gegeben. 18.

D r e s d e n.

Die Kreuzschule.

Schon in dem den Perrücken und Bärten gewidmeten Artikel aus meinen Erinnerungen *) wurde der falschen Haarwülste, welche vormals ein Wahrzeichen der Alumnen der hiesigen Kreuzschule ausmachten, und dabei der scherzhaften Behandlung gedacht, so die jungen Leute diesem höchst unnatürlichen Hauptschmucke widerfahren ließen. Mein jetziger Rückblick auf jene gelegentliche Erwähnung derselben rollt so eben einige mit der Lage des damaligen wissenschaftlichen Instituts zusammenhängende Bilder vor meiner Seele auf, die mir, zumal im Kontrast mit dem neueren Zustande der Kreuzschule, pikant genug erscheinen, um solche aus dem Schleier der Vergangenheit hervorzuziehen zu dürfen.

Die Schule zum heiligen Kreuz in Dresden litt vor ungefähr fünfzig Jahren, hauptsächlich während des Rectorats eines als Philologen zu jener Zeit vielgeehrten, aber schon hochbejahrten Mannes, noch keinesweges an dem Kreuze der Civilisation. Vielmehr bot sie einen gegen diese mächtig anstrebenden Freihafen dar. Sie war, besonders vor dem Beginnen und nach dem Schlusse der Lehrzeit, so wie während deren Pausen zwischen den einzelnen Stunden, der abgesteckte Turnplatz für alle körperlichen Evolutionen, besonders von der dritten Klasse der Schüler an bis hinunter zur siebenten und letzten. Ohne irgend einen Jahn oder Werner als Regulator zu haben, schoß in ihr die noch durchaus nicht zum öffentlichen Anerkennung gelangte Turnkunst wild empor und schlug, kaum daß der Lehrer den Rücken gewendet hatte, laut aufstobend die gefährliche Bahn über Tische und Bänke ein. Mit derben Fußritten nahm man gleichsam Rache

an diesen, daß an und auf ihnen drei ganze Viertelstunden durch die Folter des Stillstehens dem der heranwachsenden jungen Menschheit angebornen Perpetuum mobile eine himmelschreiende Gewalt widerfahren mußte.

Desto rücksichtsloser machte aber auch nun der freie Naturzustand alle seine Wohlthaten an dem jungen Völkchen geltend. Ein Krieg ziemlich Aller gegen Alle organisirte sich beinahe stets. Fortdauernd führte man das durch sein hohes Alterthum bewährte Sprüchwort: „wer den Andern vermag, der steckt ihn in den Sack“, hier in Komödienform, mit einem ganzen Himmel voll Jubel und Laune, dort zur Tragödie verarbeitet, mit einer ganzen Hölle voll Heulen und Zähneklappen, auf. Und damit die Klassen, worin diese Turnkünste stattfanden, so zu sagen, des Schutzes der Gesetze nicht entbehren dürften, pflegte in der Regel irgend einer der heranwachsenden Staatsbürger in der Hausflur ihren Communalgardenfactionär abzugeben, um, sobald er die kohlschwarze Gestalt des neuanlangenden Lehrers von fern erblickte, mit einem: „Er kommt, er kommt!“ athemlos in die Klasse zu rennen.

Merkwürdig erschien die Schnelle, mit welcher nummehr in dieser die verworrenen Knäuel der verschiedenen Scharmügel sich entwirren, und in wenigen Sekunden aus dem wild durcheinander rasenden kleinen Ameisenhaufen ein Cabinet von Wachsfiguren sich herausstellte, deren jede auf dem gehörigen Plage so regungslos dasaß, als ob es ihr nicht eingefallen wäre, jemals ihre ruhige Lage zu verändern. Eine nähere Erörterung würde freilich der gewaltsame Zustand des Ganzen schwerlich ausgehalten, man würde bald ein ungemein starkes Baumeln der von dem Drucke der Gewalt sich emancipirenden Füße, oder die über die hier blutrothen, dort leichenblaffen Gesichter rollenden Schweißtropfen, oder irgend eine Blessur am Kopfe oder an den Händen wahrgenommen haben. Diese Erörterung aber stand

*) Abgedruckt in den Nummern 21 und 22 der Abendzeitung vom Jahre 1841.

schwerlich zu besorgen. Der, nebst seiner wohl-
accommodirten Stutzperücke, glatt und sauber, wie
eben erst aus dem Ei geschälte Lehrer kannte den
Zusammenhang der Dinge zu genau, um nicht
vorauszu sehen, daß, wie sehr auch die vor ihm
sitzende Jugend durch ihre Unglätte und Unsauberkeit im Haar und Anzuge als der vollkom-
menste Gegensatz von ihm erschien und wie die
Sachen überhaupt standen, sogar die schärfste Exe-
cution zu keiner wünschenswerthen Abhülfe füh-
ren würde. Nur in seinem Beisein pflegte er
jede Kampf- und Voltigirübung und Unterbre-
chung der nöthigen Stille zu depreciiren, auch nicht
zu dulden, daß einer der Commilitonen, der etwa
den Dintenstecher zu Hause gelassen hatte, sich
sein Dintefäß in das eine Achtelelle dicke hölzerne
Tischplatt schnitt oder sinnreiche Zerrbilder mit
dem Federmesser hineinschnitt, die häufig einem
so eben im Verruf befindlichen Herrn Schulcolle-
gen ungemein ähnelten.

Ohngefähr wie vor der Revolution vom Jahre
1789 die französische Nation, so zerfiel auch das
Schülerpersonal der Dresdener Kreuzschule in drei
Stände: die Extraner, Alumnen und Kur-
rendaner. Die ersteren, als Abkömmlinge der
Bornehmeren und Wohlhabenderen, bildeten gleich-
sam den Adel, die zweiten den Priesterstand
(schon vermöge der ihnen, wie vormals den Prie-
stern, unerläßlichen Stutzperücken), und die drit-
ten, die allenfalls statt dieser auch eigenes Haar
und mit Pomade und Puder wohlverklebte Locken
davon in den Nacken geschlagen, tragen durften,
das Volk. Beide letztere Klassen hießen vulgo:
Schwarzröcke, weil ihnen auferlegt war, nur in
schwarzem Anzuge zu erscheinen, dessen Schwärze
übrigens durch Staub und Alles was sonst daran
hängen bleiben wollte, bedeutend gemildert wurde,
während die Extraner sich nach Belieben bunt
kleiden konnten. Zu Zeiten jedoch, wo in der
Klasse kein Lehrer-Auge oder -Ohr vorhanden
war, fand sich auch in der Regel keine Spur von
dieser Klassification. Da rann Alles durcheinan-
der wie der Rahm unter dem Quirl von Gö-
the's Bürgergeneral Schnaps, und Frei-
heit und Gleichheit triumphirten in höchster Po-
tenz. Was hingegen die neueren Delikatessen von
Freiheitsorten, wie Rede- und Preßfreiheit

betrifft, so gehörten solche noch gar nicht zu den
Sympathieen des jungen Kreuzschulenvölkchens.
Während heutzutage schon ein ehrlicher Quinta-
ner dem Drucke des ungeheuern Welt Schmerzes
und des Preßzwanges beinahe zu erliegen glaubt,
wußte man damals noch in Quarta und Tertia
sogar kein Wort von der Existenz dieser zwei
Uebel, und wäre schon froh gewesen, wenn man
nur bis zu dem vollen und unbeschränkten Ge-
nusse der Bakelfreiheit hätte gelangen kön-
nen. Die Bakel waren zwar ebenfalls schon so
gut wie in den Ruhestand gesetzt und befanden
sich nur noch als bloße Popanze ganz thatenlos
in den Schränken, aus denen sie früher fast tag-
täglich zum Exercitium geholt worden waren.
Allein so lange man sie nicht völlig abgeschafft
hatte, konnte doch einmal wieder der Geist des
Tyranen Dionysius in einen der Herren Schul-
collegen fahren und dieser den Emeritirten eine
neue Wirksamkeit verleihen, die in der That zu-
weilen nicht ganz unangemessen gewesen sein würde.
Uebrigens wandelten gravamina de futuro dieser
Art die damalige Schuljugend auch nur an, wenn
sie nicht recht ausgeschlafen, zu viel Speisen durch-
einander zu sich genommen oder sonst den Spleen
hatte, eine Krankheit, die ihr sehr selten zusetzte.

Desto empfindlicher laborirte man eine Zeit-
lang an einem der Schulcollegen, der mehrere den
Interessenten mißfällige Eigenheiten exercirte. Ob-
schon für einen Vielwiffer geltend, corrigirte er
doch alle lateinischen und griechischen Exercitia
gleichsam nach der Chablone. Mochte an dem
Worte oder der Phrase und Construction, die ei-
ner seiner Schüler gewählt hatte, auch gar nichts
auszusetzen sein, so strich er sie doch aus, um
diejenigen dafür mit rother Dinte hinzuschreiben,
welchen seine Chablone eine ausschließende Gül-
tigkeit zuerkannte. Für die unteren Klassen war
er besonders ein Mann des Schreckens. Wenn
Einzeln aus ihnen in den Pausen des Unter-
richts, wohlgemuth die Treppe des Hauses hin-
auf- oder hinabvoltigirend, auch ohne ihn zu be-
rühren, mit ihm zusammentrafen, dessen hand-
festes Wesen und stämmige Gestalt mit schwarz-
braunem Gesichte ein Uebermaß von Gravität
darlegte, pflegte er jeden, den er erfassen konnte,
sogleich an der Brust zu packen, und ihn, nach

einigen verben Backenstreichen, wieder stillschweigend in Gnaden zu entlassen.

Dieser sein Gebrauch war sehr bekannt, und der Rector hätte wohl Ursache gehabt, ihn zu bedeuten, daß zwar die Gerechtigkeit mit einer Binde vor den Augen abgebildet werde, eine so absolute Blindheit aber, wie er bei Handhabung derselben beweise, viel mehr der Ungerechtigkeit, als ihr, eigen sei. Allein dieser Rector erschien als ein für die Disciplin gar nicht geborener Mann, der sich Alles mehr oder weniger gefallen ließ. Es stand ihm so wenig Autorität zur Seite, daß ich, damals zur dritten Klasse gehörend, eines Tages Zeuge war, wie ihm im Hausflure ein Primaner, der die Karzerstrafe reichlich verdient haben mochte, offenen Widerstand leistete und sich durchaus nicht eher in den mit Eisenstäben wohlversicherten kleinen Gewahrsam im Hofraume unter Schloß und Riegel bringen ließ, bis den Ausspruch des obersten Schulhauptes ein vom Superintendenten eingeholtes Fiat autorisirt hatte. Daß erst diese Autorisation nöthig gewesen, das mochte diesem Haupte wohl als eine Kränkung erscheinen. Der Halsstarrige war übrigens Einer aus der ersten Klasse; vielleicht gab daher dem Rector sein Verdruß den Impuls, wenigstens in den unteren Klassen seine Souveränität desto fester zu behaupten. Als er nämlich nachher einmal Nachmittags, wo die Lehrzeit schon zu Ende war, unten im Hausflure bei der dritten Klasse vorüber kam, klang es ihm ohngefähr, als ob der schon so oft fruchtlos prophezeihte Weltuntergang in dieser doch einmal endlich seinen Anfang genommen habe. Unter uns gesagt, so handelte es sich grade in dieser Klasse blos um eine große Völkerschlacht en miniature zwischen den beiden vereinten Schülern von Tertia und Quarta, weil die Quartaner der von den Tertianern behaupteten Suprematie die Anerkennung verweigerten. Die, nach des, Anfangs darüber sehr erschrockenen, Rectors Meinung ganz unlängbaren Erdstöße im Innern der Klasse waren nichts, als eine in dem furchtsamen Haupte des Schulherrn entstandene Illusion. Es waren heftige Fußtritte auf den oberen Theil eines großen hölzernen Kastens, welcher die stockfinstere Entrée bildete und zwei Thüren hatte, die eine nach der Hausflur,

die andere in die Klasse führend. Im Innern der letzteren, und zwar oben auf dem erwähnten Kasten, gab es gleichsam eine lebendige Bignette, welche den Sinn der ganzen Völkerschlacht geistvoll illustirte. Es war ein Tertianer und ein Quartaner, beide an Körperkraft einander gleich, und bis dahin beide vergebens bemüht gewesen, einer den andern hinunter auf das allgemeine Schlachtfeld zu werfen. Sie würden Ähnlichkeit mit den altrömischen Horatiern und Curiatiern gehabt haben, hätten die übrigen Combattanten, wie einst das zuschauende Volk, ihre Hände in den Schooß gelegt, um die Streitsache durch diese Repräsentanten entscheiden zu lassen. Dem jedoch widerstrebte die kriegerische Natur der Uebrigen. Unabhängig vielmehr von den oben auf dem Kasten manövrirenden zwei Heldenjünglingen, begab man sich unten auf gleicher Erde ebenfalls in's Handgemenge, mit einem Geschrei, welches das Loben wilder Völkerschaften beim Kriegsangriffe vielleicht noch überbot. Dieses mochte es auch wohl gewesen sein, was den Rector von der beunruhigenden Phantastie eines wirklichen Erdbebens bald wieder befreite und zu einem überaus muthigen Entschlusse bewog. Er dachte nämlich nunmehr, ungefähr wie einst der Selbstherrscher aller Neußen, Peler der Große, in die Versammlung der gegen ihn empörten Streligen, ganz allein plötzlich in die Klasse hinein-zubrechen und die dort Versammelten, als ein personificirter Blitzstrahl, so zu sagen, zu verblüffen. Sein Blitz erfolgte auch wirklich, aber — ohne zu zünden. Statt an die Kriegführenden, kam das Verblüffen an ihn selbst. Lange merkte man im Brausen des Schlachtensturms den Mann gar nicht, um welchen die tobende Gesellschaft vermehrt worden war. Und damit nur unter den gegen einander aufrauschenden feindlichen Elementen nicht etwa seinen Hühneraugen ein Leid widerführe, oder gar seine ganze Person in die Brüche käme, hielt es der Rector für rathsam, seine Anwesenheit durch ein St! zu erkennen zu geben. Auch das aber wirkte anders, als er sich's vorgestellt hatte. Statt vor seiner Autorität zu Kreuze zu kriechen und um Verzeihung zu bitten, suchte man sich in aller Stille zur Thüre hinaus zu expediren.

Geschehen ließ er das um so eher, weil er die Beiden auf dem Kasten ihm sicher genug glauben mochte. Er drohte auch zu ihnen hinauf, sagte, als sie ihre Gesichter mit den Taschentüchern zu bergen suchten, daß er sie kenne und sie ihm un-terpfändlich für alle Uebrigen haften sollten. Doch wie er eben noch recht heftig fulminirte, geschah etwas, was der für halbsbrecherische Dinge gar keinen Sinn habende Mann zu den reinen Unmög-lichkeiten gerechnet haben mochte. Es wagte näm-lich der eine der zwei oben auf dem Kasten Agi-renden den unserm Schulmanne ganz unglaublichen Sprung von diesem herunter. Das frappirte den Rector mächtig. Und als des Schreckenbleichen Hand unter diesen Umständen nichts Besseres zu thun wußte, als den Waghals, der sich den Fuß versprungen hatte, zu erfassen und mit ihm zu capituliren, da erklang ein zweiter Sprung von der andern Seite des Kastens herab. Den mit dem lahmen Fuße fest zu haben glaubend, eilte der Rector hierauf dem zweiten Springer zu, und kaum daß dieser gleich einem Male sich ihm ent-wunden und die Thüre gewonnen hatte, war auch von dem Lahmgewordenen so wenig eine Spur weiter zu sehen, als von einem der Uebrigen im Kriege mit einander vor ein Paar Minuten noch Begriffengewesenen. Daß er nicht zur Thüre hin-ausgekommen war, das litt übrigens keinen Zwei-fel. Wo aber befand er sich? Bei dem inzwischen immer schwärzer hereingebrochenen Abende war unter Tischen und Bänken gar nichts mehr zu erkennen. Zwar griff der gethörte Schulherrscher eine Zeit lang, wie der Fischer im Flusse beim Krebsfange, unter Tischen und Bänken herum. Auch hielt er, als das seiner Korpulenz nicht mehr zusagen wollte, eine kräftige Bußvermahnung an den oder die Unflüchtbaren. Denn es ließ sich wohl denken, daß mancher Andere noch es vorgezogen hatte, eher unter die Finsterniß einer Bank zu flüchten, als seine Person beim Hinweglaufen dem Auge des Zornigen Preis zu geben. Aber ob-schon der Rector die Süßigkeit der gelinden Ahn-dung, wenn man sich sofort freiwillig zu erken-nen gäbe, recht geschickt heraus hob und dagegen das Furchtbare der Strafe, im Fall man die Ver-stockung nicht aufgäbe, gar schauerlich zu schildern verstand, so mußte er doch ganz unverrichteter

Sache die Klasse verlassen. Und als er hinter sich die Thüre zuschließen ließ, später aber mit einer ganzen Partie handfester Duvriers wieder in die Klasse trat und den inzwischen erfolgten Ablauf der Gnadenfrist ankündigte, um dem oder den Gefangenen unter Tischen und Bänken die Hölle recht heiß zu machen, da ergab es sich, daß eine offenbare Hexerei seine Hoffnung völlig ver-eitelt hatte. Denn seinen mit Lichtern wohlver-sehene Begleitern hätte kaum eine auf der Erde liegende Stecknadel entgehen können, so leuchteten sie überall herum, aber unter keinem Tische und keiner Bank, auch sonst in keinem Winkel war irgend ein anderes menschliches Wesen zu ent-decken. Uebrigens gab der Wind, welcher jetzt einige der offenstehenden, alten, kleinen, runden, klirrenden Fensterscheiben in Bewegung setzte, dem erstaunten Rector den Fingerzeig, daß ohnstreitig nur die sogenannte natürliche Magie der Sache zu Grunde liege, und der oder die Staatsgefan-genen, da sie zur verschlossenen Thüre nicht hin-ausgekonnt, die Fenster geöffnet und durch diese den Weg auf die Straße gefunden hatten.

Durch manche Erfahrung gewizigt, wußte der Rector, daß ein Geständniß, wer die eigentlichen Urheber der großen Völkerschlacht gewesen, schwer-lich von den beiden kriegführenden Mächten zu er-pressen sein würde. Die zwei nur für unterge-ordnete Differenzen mit einander streitenden Klas-sen hielten einem ihnen wie hier gemeinschaftlichen Feinde, dem Rector gegenüber, gewiß so dicht zu-sammen, wie ohngefähr der berühmte, von der Na-turkunde aber neuerlich proscribirt Rattenkö-nig, mit dem einzigen Untersiede, daß der letzte auf fabelhaftem Grunde beruhte, während das Zusammenhalten der Klassen unmittelbar aus dem frischesten Fleische und Blute der Wirklichkeit her-vorging. Indessen hatte doch noch eine lange Con-ferenz zwischen dem Rector und dem Tertius auf dem Hausflure stattgefunden, und der erstere bei der guten Nacht, mit der er den Collegen ver-lassen, laut die Hoffnung geäußert, daß, nach der zwischen ihnen genommenen Verabredung, morgen Alles an den Tag kommen müsse, da er, der Rec-tor, die Physiognomien der beiden Combattanten auf dem Kasten sich so gut gemerkt habe, um, wenn er die Zeichnungskunst verstünde, sie sogleich

vollkommen ähnlich darzustellen. Man kam auch überein, zu Erleichterung und Abkürzung der Untersuchung, die beiden einzelnen Kämpfer oben auf dem Kasten, schon wegen des Reliefs, welches sie sich so gegeben, als die Rädelshführer zu behandeln, alle Uebrige aber mit blauem Auge davonkommen zu lassen.

Der verhängnißschwangere Morgen erschien. In der dritten Klasse hatte sich seit dem verfloßenen Tage Vieles geändert. War auch kein Waffenstillstand zwischen den beiden Reichen Tertia und Quarta förmlich abgeschlossen worden, so blickte doch aus allen ihren Verhandlungen bereits die friedfertigste Gesinnung und das Vorhaben durch, dem gemeinschaftlichen Gegner, dem Rector, vor Allem durchaus keine Blöße zu geben.

Bald nach dem bekannten, auch diesmal zur Thüre herein erschollenen: Er kommt! ordnete sich Alles, wie gewöhnlich, an den Tafeln. Da trat endlich der Tertius, ein seiner Gemüthlichkeit halber bei dem Schulpublikum recht wohlaccreditirter Lehrer, herein. Aber freilich stand die ganze Geschichte des gestrigen Feldzuges und was dem anhängig, in seine dasmal sehr verrunzelte Stirne tief eingegraben. Ein wegen guter Aufführung und Fleißes von ihm ausgezeichnete Alumnus näherte sich seinem in der Mitte der Klasse stehenden Tische und überreichte ihm einen Zettel. Der Tertius zog einen gleichen Zettel aus dem Compendium, das seinem Vortrage zu Grunde lag, und gab nach Collationirung beider Notizen seine Zufriedenheit zu erkennen. Des Tertius Zettel enthielt nämlich die Zahl der gesammten Schüler der dritten und vierten Klasse, und der andere Zettel das Resultat der Zählung der so eben gegenwärtigen Tertianer und Quartaner, welches völlig mit jener Zahl übereinstimmte. Namentlich war Niemand aufgeführt, sondern nur, wie bei Schaf- oder andern Heerden, die Anzahl nach Stücken bemerkt. Der Tertius sagte seinem Lieblings etwas in's Ohr, worauf dieser eiligst die Klasse wieder verließ.

In der Regel zögerte dieser Lehrer nie mit dem Anfange seines Vortrags, dasmal jedoch blätterte er in dem Lehrbuche voll offener Zerstreuung, und so, daß kaum zu verkennen war, es ge-

schähe bloß aus Langerweile und weil er die überflüssige Zeit nicht auszufüllen wußte.

Endlich kehrte sein geheimer Envoyé eiligst mit der laut ausgesprochenen Nachricht zurück: Der Herr Rector kommen so eben die Treppe herunter.

Hierauf erhob sich der Tertius sogleich von seinem Sitze, um dem Erwarteten entgegen zu gehen, und man hörte noch, ehe er die Klasse verließ, daß er den ihm bis zur Thüre folgenden Chargé d'Affaires den strengsten Befehl ertheilte, keinem der Anwesenden einiges Entfernen zu gestatten, auch nicht in der Klasse, sondern draußen Posto zu fassen, damit nicht etwa das Schapement von gestern Abend durch die Fenster auf die Straße sich wiederhole.

So schienen denn alle Maßregeln zu Ergreifung und Festhaltung der zu bestrafenden Rädelshführer genommen zu sein.

Da traten hierauf nach einer auf dem Flure, vermuthlich nach geschener Verabredung über die zweckmäßigste Ausführung des Untersuchungs- und Strafactus, der Rector und der Tertius in die Klasse. Nachdem von Seiten des ersteren nicht sowohl ein nochmaliger Generalpardon als eine wahrhaft patriarchalisch milde Strafbehandlung der Rädelshführer ausgerufen worden war, wenn letztere freiwillig hervortreten würden, dies aber eben so wenig, als am Abende geschah, begann der hierüber offenbar neu in Harnisch gerathene Rector seine Revue. Doch der gestern durch seinen eigenen Mund verkündigte Ruhm seines Gedächtnisses in Festhaltung einmal ihm zur Anschauung gekommener Menschengesichter bewährte sich heute durchaus nicht. Nach einer wiederholt von vorn angefangenen Gesichterschau hatte der Rector zuletzt nur den einen der beiden Rädelshführer aufgefunden. Und noch merkwürdiger wurde ihm dieser bald ebenfalls wieder abdisputirt, da der durch den Tertius begünstigte Alumnus selbst sich gedrungen fühlte, das Alibi des in Verdacht Gerathenen zu beweisen. Dieser nämlich und jener Alumnus waren unmittelbar nach dem Schlusse der Schule, vor dem Beginnen der Schlacht, mit einander in den Zwinger gegangen und dort wohl eine Stunde geblieben. Sie konnten folglich zu der Zeit des kriegerischen Ereignisses auf dem Kasten unmöglich in Tertia gewesen sein.

Der Rector mochte sich seinen Triumph über alle Machinationen der leichtfertigen Schuljugend und die gewaltige Autorität, die ihm dieser über sie verschaffen müsse, gar glänzend vorgestellt haben; daher war es gewiß kein Wunder, wenn ihn eine so gänzliche Erfolglosigkeit überaus kleinmüthig machte. Man glaubte damals noch viel mehr an dämonisches Einwirken, als heutzutage. Vielleicht schrieb der Rector den ganz unerklärbaren Ausgang auf ihre Rechnung. Er war auch so perplex, daß er die von einem Paar anderer im Flure dazugekommener Schulcollegen vorgeschlagene fernere Untersuchung in seinem Aerger völlig von der Hand wies. Uebrigens war Alles auch hierbei mit rechten Dingen zugegangen. Als der Tertius nebst seinem Alumnus die Klasse verließ, um den Rector zu empfangen, fuhren die beiden Hädelsführer sogleich von ihren Sitzen, um sich unter die Tische zu placiren. Von Niemandem dort vermuthet, und, vermöge des rattenköniglichen Verhältnisses, eben so wenig von den Uebrigen verrathen, verweilten sie darunter, bis die den Rest der Schulstunde ausfüllende Revue zu Ende war, um dann mit den Andern, so gut wie purificirt, wohlgemuth davon zu galoppiren.

Gegen die hauptsächlich aus vernachlässigter Ueberwachung des sittlichen Zustandes der Zöglinge entsprungenen Gebrechen, welche dieser der Vergangenheit nachgebildete Holzschnitt darlegt, gewährt die gegenwärtige Verfassung der Kreuzschule einen gar erfreulichen Abstich. Grade wie vormalis diese Anstalt, in Folge der geschilderten Verwilderung, von welcher keine Spur weiter in ihr vorhanden ist, immer tiefer herunterkam, hat sie sich schon seit geraumer Zeit fortdauernd gehoben. Wesentliche Fortschritte in der Lehrmethode und Lehrer durch ausgezeichnete Kenntnisse und sonst zu Leitung der wissenschaftlichen Jugendstudien ganz geeignet, erwarben dem Institute — dem übrigens, bei allen seinen Mängeln in disciplinarischer Hinsicht, von den frühesten Zeiten an die Wissenschaft manchen gründlichen Pfleger und Beförderer verdankte — neuerlich bedeutenden Ruf. Besonderer Einfluß auf diesen ist mit Recht dem an der Spitze der Kreuzschule noch in voller Kraft stehenden Rector Dr. Orbell nachzurühmen, wegen der musterhaften Disciplin, welche

er mit Festigkeit und Umsicht zu behaupten weiß. Als ein Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste um diese Lehranstalt ist der Orden zu betrachten, mit welchem der König ihn ausgezeichnet hat.

Friedrich Laun.

Königl. Hoftheater.

Mittwoch, am 17. Septbr., am Lincke'schen Bade zum ersten Male:

Der Zauberschleier, oder Maler, Fee und Wirthin. Zauberspiel mit Gesang und Tanz in 3 Acten von **Told**, Musik von A. G. Tittl.

Wir hätten die lächelnden Züge eines Wienerers bei Betrachtung unseres heutigen Theaterzettels sehen mögen. „Am 17. Septbr. 1845 zum ersten Male: Der Zauberschleier“, von welchem der Bewohner der schönen Kaiserstadt schon vor mehreren Jahren vielleicht die 200ste Vorstellung hat sehen können, welchen aber unsere Hofbühne erst jetzt, und zwar zu Ende der Bühnenvorstellungen am Lincke'schen Bade vorführt. Die Theaterverwaltung bekundet dadurch abermals eine schlechte Cassenpolitik, weil es jetzt nicht mehr möglich ist, von dem für die Lincke'sche Babbühne arrangirten, mit entschiedenem Beifall aufgenommenen Zauberspiele eine namhafte Zahl von Vorstellungen zu veranstalten und der Kasse dadurch zu nützen, während das nächste Jahr der Reiz der Neuheit schon verflogen ist und das Stück nicht mehr als Neuigkeit gelten kann. Uebrigens läßt sich auch keineswegs behaupten, daß die Ausstattung des Ganzen, — auf welcher, um mit kurzen Worten unsere Ansicht über die Neuigkeit (?) auszusprechen, die Existenz des Stückes beruht, da es außerdem in keiner Weise aus dem Allergewöhnlichsten seines Schlagens sich erhebt, — etwas Besonderes zu Wege gebracht habe. Denn außer den zwei letzten Decorationen des Herrn Arrigoni, (eine sehr zart und geschmackvoll ausgeführte Feen- und Blumen-Decoration und die sogenannte wandelnde Schlußdecoration, Ansichten der sächsischen Schweiz auf dem rechten Elbufer darstellend) im 3. Acte, fanden wir weder etwas Neues, noch besonders Ansprechendes, während doch auf den Feenscenen und dem Mitwirken des Ballets der Hauptreiz des Stückes beruht. Aber unser Ballet ist leider fort und für die partie faible unserer Bühne. Wir wollen durchaus nicht, daß, wie auf anderen Hofbühnen, namentlich früher, ungeheure Summen an das Ballet verschwendet werden sollen, aber wir verlangen mindestens, daß das Ballet auf einem der Dresdner Hofbühnen würdigen Fuße gehalten werde. Daß das nicht geschieht, trat heute wiederum recht lebhaft in's Gedächtniß. Diese alten, häßlichen Gesichter fast aller Tänzerinnen, ohne

Auſnahme, die recht abſonderlich als Muſterkarte und zur Tilgung des Schönheitsſinnes und der Verliebe für Leiſtungen des Ballets mühsam zuſammengeſucht ſcheinen, dieſe Plumpheit, dieſer Mangel an Anſtand und Grazie in Bewegung und Haltung, dieſe Geiſtloſigkeit in der als Handwerk betrachteten Ausübung ihrer künſtleriſchen Aufgaben, dieſe alten, immer wiederkehrenden Tänze des Herrn Balletmeiſter Lepitre, (z. B. der heutige Tanz mit den rothen Shawls wird nun nachgerade zum Ekel) dieſe ſchülerhaften Productionen der Frä. Döring, als Solotänzerin, die Kernlichkeit in der Ausſtattung des Ballets in ſonſtiger Beziehung, Alles das läßt faſt erröthen, wenn unſer Ballet zur Erwähnung kommt. Die neuere Zeit hat an unſerer Bühne ſo Manches beſſer werden laſſen, weſhalb will man nicht auch in dieſer Beziehung mehr guten Willen, beſſern Geſchmack bethätigen? Eine verſtändige Eintheilung der Geldmittel wird leicht den erwachſenden Mehraufwand decken. Wir glauben auch in dieſer Beziehung einmal derb und deutlich ſprechen zu müſſen, damit unſer Kunſtinſtitut, das uns werther iſt, als dem, der in überſchwänglicher Verhimmelung nicht aufhört zu applaudiren und zu lobhudeln, auch darin vorſchreite. Wir zweifeln nicht, daß das endlich auch gute Frucht bringen werde. Iſt doch Manches ſchon zur Ausfühung gekommen, was wir wiederholt als nützlich und nothwendig bezeichnet hatten. — Eine reizende Fee fanden wir in der ganzen Erſcheinung der Frä. Lebrun als Celia, die überdies die Verſe recht deutlich articulirt und mit dem möglichſten Ausdruck von Empfindung ſprach. — Hr. Näder als Farbenreiber Muſſ ergöhte, wie gewöhnlich, durch eine Maſſe lokaler Wiſe, Extempore's und ſonſtiger Verſe und Beziehungen, unter welchen letzteren ſeine Erklärung, „er reite bereits zwanzig Jahre auf einem Principe herum“, nicht zu den unpaſſenden und unwirſamen Reminiſcenzen gehörte. In der an ſich unbedeutenden Rolle ſelbſt gab uns der Komiker nichts als das Gewöhnliche. — Der namentlich in Epifodenrollen durch Maſke und Spiel ſo treffliche Heine bekundete dieſen Ruf auch heute durch ſeinen Schacherjuden Aron. — Hr. Kramer, Maſer Roſe, wird nie mit ſeiner Ausſprache auf's Reine kommen, heute hörte man wieder abwechſelnd von ihm: Celia und Celia. — Wir bemerkten ſchon, daß das Publikum, das ſehr zahlreich verſammelt war, die Vorſtellung mit großem Beifall aufnahm. Viel Applauſ, wiederholte Tacapo's und mehrfacher Hervorruf bekundeten die günſtige Stimmung.

R. S.

Sonabend, 20. Septbr.:

Johann von Paris. Rom. Oper in 2 Acten, Muſik von Boieldieu. „Johann“ — Hr. de **Marchion** von Wien, als Gaſt.

Als vor beinahe zwei Jahren dieſe niedliche und überall anſprechende Oper neu einſtudirt in Scene

ging, freuten wir uns der dadurch erwachſenen Bereicherung des Repertoirs und hofften, manche Mängel und Lücken der Aufführung würden bei Wiederholungen allmählig ſich beſeitigen, wenn wir freilich auch mit der damaligen Beſetzung uns nicht überall einverſtanden erklären konnten. Heute ſeit jener Zeit zum erſten Male wieder ging dieſe Oper über die Bretter — es gehört das zu den mancherlei Unbegreiflichkeiten unſers Repertoirs — und wie ſchon im Voraus zu erwarten, wieder mit zur Hälfte anderer Beſetzung als im December 1843. Wie kann bei ſolchen Einrichtungen eine abgerundete, friſch in einander greifende Darſtellung erzielt werden? Und wir wollen's von vorn herein nicht verhehlen, daß es an dieſer im höheren Sinne heute ſehr fehlte, wenn auch nicht grade offenebare Störungen vorkamen.

Da wir ohne Zweifel nur dem Gaſte die endliche Reprise dieſer Oper verdanken, ſo liegt ein doppelter Beweggrund vor, mit ihm und ſeiner Leiſtung zunächſt uns zu beſchäftigen. Hr. de M. hat während ſeines Engagements am Königsstädter Theater zu Berlin, wie unter Carl's Direction in Wien eine beſondere Carrière als Sänger nicht gemacht, und mag es ihm immerhin an einem gewiſſen Talent dazu nicht fehlen, ſo genügt das doch keineswegs, um als Opersänger Gaſtſpiele an bedeutenden Bühnen zu entrichten — mag ſeine Befähigung für das Liederspiel vollkommen ausreichen (und nach dem Vortrage der Troubadour-Romanze zu ſchließen, mag er ein ganz tüchtiger Liedersänger ſein), ſo genügt doch dieſe Stufe noch für die Oper nicht. Ja ſelbſt wenn wir zugeſtehen, daß die Wahl der heutigen Partie, als einer mehr im Charakter des kleineren Singspiels gehaltenen, von einer gewiſſen beſcheidenen Selbſterkenntniß zeugt, ſo reichten doch auch zu ihrer Ausfühung auf einer größeren Bühne des Sängers Mittel keineswegs aus. Es fehlt ihm an Stimme und an tüchtiger Ausbildung derſelben. Sein Baritonſtimme iſt reich und biegsam, in der tieferen Lage angenehm und im kleineren Raume auch wohl ausreichend; allein auch in dieſer Region keiner eigentlichen Kraftentwicklung fähig — die Friſche, die Ritterlichkeit, wie ſie in allen Nummern der Partie des Johann (höchſtens mit Ausnahme des letzten Duetts, Nr. 13) hervortreten muß, mangelte dem Künſtler. In der Höhe läßt die Stimme Feſtigkeit des Tones vermiſſen, was namentlich im eingestrichenen d, o u. ſ. w. eine Unſicherheit der Intonation hervorrufft, die den Ton ſtets etwas zu tief einſetzen und erſt durch Anſchwellen die richtige Tonhöhe erreichen läßt, damit aber den Eindruck der Anſtrengung, des Gepreßten hervorrufft. Auch ſind vorzugsweiſe die höheren Chorden ſtumpf, verſteckt und klanglos, was ſeinen Grund in der Mangelhaftigkeit wie des Organs ſelbſt, ſo der Ausbildung deſſelben findet und in letzterer Beziehung iſt uns namentlich das ſcheinbar abſichtliche Vermeiden der Anwendung des Falſett aufgefallen, was wir nur einer künſtleriſchen Un-

klarheit über das Wesen der Tenorstimme überhaupt und den bedeutenden Einfluß des richtigen Gebrauchs jenes Registers auf die Gesamtbildung und Gesamthaltung der Stimme zuschreiben können. Für irgend welchen heroischen Ausdruck eignet sich dieses Stimmmaterial gar nicht; das bewies die erste Arie mit Chor, Nr. 4, bei der indeß noch einige Befangenheit als Entschuldigung dienen mochte; noch mehr das Duett mit Olivier, Nr. 5, dem jede charakteristische Färbung mangelte, vorzugsweise aber die Arie Nr. 10, deren Vortrag ein so ganz verfehlter war, daß ein Beifallsversuch sehr verständlich und entschieden zum Schweigen gebracht wurde. Es ist freilich wahr: *Ultra posse nemo obligatur*. Aber ein Sänger soll auch keine Partien wählen, für welche die Individualität seiner Stimme sich nicht eignet. Das ist er sich, das ist er auch dem Publikum schuldig! Ob Hr. M. eine tüchtige Schule fleißig durchgemacht, oder ob er für das, was er in Betreff der im Allgemeinen richtigen Tonbildung, der sehr deutlichen Aussprache und einer gewissen Gewandtheit der Stimmbehandlung leistet, einer günstigen natürlichen Anlage vorzugsweise Dank schuldet, müssen wir nach der heutigen Partie noch dahingestellt lassen, obwohl wir mehr für die letztere Annahme uns entscheiden möchten. — Das Spiel des Künstlers ist bei weitem seiner Gesangsleistung vorzuziehen. Es bekundet Bühnensicherheit und Gewandtheit, Gerundetheit der Formen und angemessene Lebhaftigkeit; nur dem *jeu mixte* hätten wir noch mehr innern Zusammenhang, der Mimik, der freilich die Gesichtszüge nicht besonders günstig sind, mehr ausgeprägte Charakteristik gewünscht; auch die Gesticulation dürfte mehr Abwechslung geboten haben — das stereotype (warnende) Hin- und Herbewegen der erhobenen Hand ist in der oftmaligen Wiederholung weder passend noch schön. In Betreff der Charakterauffassung haben wir einen Mangel zu rügen, der sich bei sehr vielen Darstellern dieser Partie offenbart: Hr. M. spielt zu sehr den Bürger von Paris, er läßt — was hier unumgänglich und namentlich durch die musikalische Haltung der Partie ganz klar bedingt ist — den Prinzen viel zu wenig durchschimmern. Das mag schwer sein, wir geben es zu; allein unmöglich ist es nicht und hier geradehin unerläßlich. Im Dialog zeigte der Gast Gewandtheit, gute Declamation und reine Sprache; nur hätte er die Zungengeläufigkeit etwas mäßigen mögen, er würde dadurch mehrmaligem Versprechen vorgebeugt haben, das leider heut' auch bei den übrigen Darstellern nicht selten war, und einen Mangel an Sicherheit bekundete, der wohl durch noch eine Probe hätte beseitigt werden können und sollen.

Frl. Babnigg gab den Pagen und wir gestehen mit Bedauern, daß wir so wenig von der Künstlerin fast noch niemals befriedigt worden sind, als in dieser Partie. Schon die äußere, ziemlich erkünstelte Erscheinung, und das gewaltig erzwungen scheinende

naive, fecke und nonchalante Wesen dieses Pagen machte keinen günstigen Eindruck. Ihre ganze Haltung ließ deutlich auf ein verkleidetes Mädchen schließen — das Stehen in der dritten Position mit hohl gekrümmtem Knie, die Bewegungen, selbst in der Gesticulation, waren steif, was wir in weiblichen kokettirenden Rollen von Frl. B. durchaus nicht gewohnt sind: sie schien es nicht der Mühe werth zu halten, sich Mühe zu geben, obwohl die Partie eine sehr dankbare ist. War sie ihr vielleicht nicht groß genug? Und doch reichte auch nicht einmal die Stimme aus. Klanglos, spitz und schwach erklang sie fast durch die ganze Partie, mit einziger Ausnahme der Troubadourromanze etwa, bei welcher übrigens die Künstlerin wohl die Hände auf der Guitarre nicht ohne Bewegung hätte halten sollen, wie denn auch der Page die beiden andern Verse der Romanze auf dem Instrumente zu begleiten hat! Die große, so wirkungsreiche Arie Nr. 3 ging künstlerisch durch die Schwäche der Stimme, wie durch die Mattigkeit des Vortrags verloren, und die einzeln eingestreuten Fiorituren — geht's denn ohne Schnörkelen gar nicht? — hätten wir der Künstlerin eben so gern erlassen, wie die vielen, allerdings vorgeschriebenen Triller (!) in dem Duett mit Lorezza, Nr. 9, wohin denn doch auch, was sich Frl. B. wohl selbst hätte sagen können, Balletattituden nicht gehören. — Hr. Wächter's natürliche Steifheit kam ihm bei der Partie des Seneschall sehr zu Statten; aber ein wenig mehr Adel und vornehmeres Wesen erwarten wir denn doch von einem Hofmanne dieses Schlages, auch hätte ein Gran mehr Beweglichkeit für die Darstellung des alten Becken nicht schaden können. Im Gesange leistete der Künstler vielleicht das Mögliche; das ist aber leider nicht genug, wie seine Arie, Nr. 6, hinlänglich bewies. Weshalb sang nicht Hr. Dettmer die Partie, welche ihm doch übertragen war, als die Oper neueinstudirt in Scene ging? —

Die übrigen Darsteller waren dieselben wie früher. Die Stimme der Mad. Kriete (Prinzessin) war anfänglich wieder ein wenig verschleiert und deshalb machte wohl ihre große Arie im Finale des ersten Actes, trotz des gelungenen Vortrags und der musterhaften Coloratur nicht die gewohnte Wirkung; späterhin verlor sich das indeß. Daß die Partie der Lorezza für Frl. Thiele durchaus nicht passe, haben wir schon früher ausgesprochen und finden durchaus keinen Grund, dieses Urtheil zurückzunehmen oder auch nur zu modificiren. Hr. Käder (Pedrigo) hätte mit etwas weniger Uebertreibung ohne Zweifel mehr gewirkt — die Komik der Rolle ist eine innerliche, in's Gebiet der Lächerlichkeit darf sie, ohne störend zu wirken, nicht hinabgezogen werden; Hr. M. schien ferner zu Anfange gar nicht mit dem Tempo sich einverstehen zu können, ein Mangel, den auch der ziemlich schwache Chor heute mehrmals bemerklich werden ließ. Das sind die unausbleiblichen Folgen eines wegen einer gewiß unzeitigen und übel-

angebrachten Sparsamkeit stets wechselnden Chorpersonals.
W. J. S. G.

Repertoire.

Septbr. 17. Am Lincke'schen Bade: Der Zaubererschleier. (S. oben.) — 18. Alessandro Stra-

della. Oper. — 19. In der Stadt: Zopf und Schwert. — Am Lincke'schen Bade: Der Zaubererschleier. — 20. Johann von Paris. Oper. — Johann, Hr. de Marchion von Wien, als Gast. (S. oben.)

F e u i l l e t o n .

Reliquien. Prinz Albert, erzählt das Frankf. Convers.-Bl., hat für 6000 fl. den Rock gekauft, in welchem Admiral Nelson in der Schlacht von Trafalgar zum Tode verwundet wurde. Dieses Erinnerungszeichen an einen der berühmtesten Seehelden Großbritanniens soll in dem Seeinvalidenhotel zu Greenwich aufbewahrt werden, und die dafür bezahlte Summe scheint in der That geringfügig, wenn man bedenkt, wie in England Reliquien bezahlt werden. So wurde ein Exemplar der seltensten Ausgabe des Decamerone von Boccaccio (Venedig 1471) bei einer Versteigerung mit 27,120 fl. bezahlt. Einen Band, in welchem Shakespeares seinen Namen geschrieben, fand man für 1440 fl. nicht zu theuer. Der elfenbeinerne Sessel, den Gustav Wasa von der Stadt Lübeck erhielt, wurde 1823 für 58,000 fl. verkauft. Für den Rock, welchen Karl XII. in der Schlacht von Pultawa trug, gab man 1825 in Edinburgh nicht weniger als 264,000 fl. Lord Shaftesbury hat 1816 für einen Zahn Newton's 8760 fl. bezahlt und denselben, in einen Ring gefaßt, immer am Finger getragen. Als man die Ueberreste Abälard's und seiner Heloise in die Kirche der Augustiner beifegte, bot ein Engländer 1,200,000 fl. für einen Zahn der Heloise. In Schweden scheint diese Reliquienliebhabelei weniger stark zu sein; 1820 wenigstens wurden bei der Versteigerung eines Karitätencabinet's für den Schädel des Cartesius nur 48 fl. gegeben. Ein Stock Voltaire's wurde in Paris für 500 Fr., eine Weste J. J. Rousseau's für 959 Fr., desselben kupferne Uhr für 500 Fr. verkauft. Eine alte Perücke Kant's erstand ein Liebhaber für 100 fl. und eine dergleichen von Sterne wurde 1822 in London bis 2400 fl. hinaufgetrieben. Sir Francis Burdett schätzte sich glücklich, für die Bagatelle von 6000 fl. in den Besitz zweier Federn zu kommen, mit welchen am 27. März 1801 der Friedensvertrag von Amiens unterzeichnet wurde. Am 1. December 1835 kam es sogar unter 32 Concurrenten um den Hut, welchen Napoleon in der Schlacht von Eylau getragen, zu blutigem Handge-

menge; er wurde für 1920 Fr. zugeschlagen. Dagegen wurde in Newyork für den Stock Lafayette's nur 9 fl. — sage neun Gulden gegeben.

Wettfahrt der Gondoliere in Venedig. Ein interessanteres Schauspiel giebt es wohl nirgends, als das Wettfahren der Gondoliere zu Venedig, welches Fest nur zu Ehren hoher fürstlicher Personen stattfindet. Einen imposanten Anblick gewährt hierbei die Localität selbst und die unzählige Menge der Zuschauer, welche sich zu beiden Seiten des Kanals, wo der Wettkampf stattfindet, aufstellt. Die Gondeln sind leicht, aber mit den stärksten und gewandtesten Ruderern besetzt, die nach ihren beiden Parteien mit rothen oder schwarzen Mützen und Gürteln geziert sind. Die Fahrt beginnt auf ein gegebenes Zeichen am östlichen Ende der Stadt, geht dann an der Riva bei Schiavoni und in den großen Kanal, bis zum Canareggio, wo ein Pfahl errichtet ist, der umfahren werden muß, dann wieder zurück bis zum Palaste Foscarei, wo alsdann die Preise vertheilt werden. Hier befindet sich die größte Menge der Zuschauer, alle Fenster und Balkone der Paläste und Häuser sind hier mit kostbaren Teppichen und Blumen behangen, der Kanal ist mit reichgeschmückten Gondeln bedeckt und so dicht gedrängt, daß man ohne Mühe auf den Berdecken dieser Fahrzeuge von einem Ufer zum andern gelangen könnte. Musikbänden erfüllen die Lüfte mit lustigen Weisen, der Jubelruf der zuschauenden Menge vermischt sich mit diesen Tönen, die im unendlichen Gebrause zu einem Chaos verschwimmen; alle südtliche Pracht und Lebendigkeit entwickelt sich bei diesem Feste, dessen Originalität man vergebens wo anders in Europa finden könnte.

Der Leutnant v. Seithold, welcher bekanntlich zu sechs Jahren Festungsarrest verurtheilt worden, ist nicht allein vollkommen begnadigt, sondern auch noch zum Premierleutnant avancirt! — Eine neue Aufmunterung für Diejenigen, welche sich berufen fühlen, eine Majestätsbeleidigung zu rächen. 25.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.